P.o.germ. 1822 e
Sternberg

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . -- fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

~~20597,~~

Die

Kaiser-Wahl.

Von

A. v. Sternberg.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1849.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Lindauersche Bibliothek

Vorrede.

Mit diesem dritten Bändchen ist der kleine Cyclus abgeschlossen, der diesen Bildern aus der unmittelbaren Geschichte unserer Tage vorgezeichnet worden. Es ist dabei ein Entwickelungsgang angedeutet. In den „Royalisten" ist der Ausbruch der Bewegung, in den „Beiden Schützen" ihre Fortentwickelung, in der „Kaiserwahl" ihr vorläufiger Schluß. Mit den Worten Friedrich Wilhelms IV. am zweiten April dieses Jahres im Königsschlosse zu Berlin, ist den Hoffnungen und Plänen einer gewissen Partei entschieden der Riegel vorgeschoben worden, und Preußen hat Garantieen für seine Zukunft gegeben. Nach diesem denkwürdigen Tage sehen wir denn auch das Drama rasch seinem Schlusse, durch blutige Scenen, entgegeneilen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Der Verfasser dieser Bilder weiß recht gut, daß er hiermit dem Publikum nur Skizzen übergiebt; allein diese Skizzen sind, wie er sich's bewußt ist, in Contour und Farbe treu nach der Natur aufgefaßt; sie sind hervorgegangen aus der unmittelbaren Anschauung, und somit können sie einer künftigen künstlerischen, umfassenden Bearbeitung unserer wichtigen Periode zum Material dienen. Dann war es dem Verfasser auch Bedürfniß, einem Lande, das ihn schon seit lange gastfreundlich aufgenommen, den Zoll seiner Bewunderung für die Größe und Kräftigkeit seiner volksthümlichsten Institutionen, die Gerechtigkeit und die Würde seines Königshauses — wo durch beides der Feind aller gesellschaftlichen Ordnung glücklich bekämpft worden, — zu zollen.

Berlin, im Sommer **1849**.

1.

Das Haus der zwei Geheimeräthinnen.

Wer die lange Leipziger Straße hinabgeht vom Potsdamer Thore aus, und sich dem Dönhofsplatze nähert, wird ein Haus gewahren, das ein gewisses mißvergnügtes und übelwollendes Ansehen zur Schau trägt. Immer, scheint es, ist die eine Hälfte des Hauses mit der andern in Zwiespalt. Sind die Vorhänge in den sechs ersten Fenstern des ersten Stockwerks herabgelassen, so sind sie in sechs folgenden Fenstern hinaufgezogen, stehen sie hier offen, so sind sie dort geschlossen; sind Blumen hier, so fehlen sie dort, und kommen hervor, wenn jene sich zurückgezogen haben, es fehlt nur noch, daß die Sonne den einen Theil immer in Schatten stellt, wenn sie grade den andern bescheint. Aber Sonne und Regen kümmern sich um keine menschliche Sonderinteressen. Wenn man sich in das Innere dieses Hauses begeben hat, und

auf dem Treppenflur oben angelangt ist, so findet man zwei sich gegenüber befindliche Thüren, an deren eine ein Porzellantäfelchen angeheftet ist mit der Aufschrift „Frau Geheimeräthin von Reinicke, preußische Offizierswittwe;" auf dem andern Porzellanschildchen steht: „Juliane Blimke, deutsche Geheimeräthin." Die beiden Worte „preußische," „deutsche" sind auf dem Schildchen mit merklich größern Lettern geschrieben.

Einst — vor dem 18. März 1848, nach dem „Straßenkampfe" (Frau Geheimeräthin Blimke fällt uns gleich hier in's Wort und ruft: „Revolution"!) waren die beiden Geheimeräthinnen intime und unzertrennliche Freundinnen. Sie bezogen ein Haus und machten Contracte auf viele Jahre hinaus, um immer bei einander zu sein, sie hatten gemeinschaftlich Hund und Katze, und liehen sich abwechselnd ihre Hauben und ihre Hausthürschlüssel. Sie waren seit undenklichen Zeiten auf die Vossi'sche Zeitung abonnirt. Himmel! wie war es anders geworden!

Eine unermeßliche Kluft hatte sich zwischen beiden ausgedehnt!

Eine unermeßliche Kluft!

Daß über die Kluft irgendwie einmal eine Brücke könne geschlagen werden, war gar nicht zu denken,

wie, und wann, und wodurch sollte das geschehen? Die Offizierswittwe hatte zu ihrer Freundin gesagt: „Zu der Blimke geh' ich nicht wieder, und sollte ich dafür nie wieder das Antlitz Seiner Majestät des Königs sehen," und die Geheimeräthin Blimke hatte gesagt, mit jenem giftigen Ausdruck um den linken Mundwinkel, der ihr allein eigenthümlich war: „Wenn ich diese schwarzweiße Kreuzspinne jemals wieder über meine Schwelle lasse, so will ich ferner keine deutsche Frau mehr heißen."

Nun ging die Scheidung der Hunde, der Katzen und der Hausthürschlüssel vor sich.

Eine schwarz und weiß gefleckte Katze wurde ausschließliches, unveräußerliches Eigenthum der Wittwe, während eine roth, gelb und schwarz gezeichnete Pinscher-Hündin, sammt ihren Jungen, die, wundersamer Weise, Toilette wie die Mutter gemacht hatten, für immer der Geheimeräthin verblieben. Es konnte keine ärgere Feindschaft zwischen Thieren geben, als solche zwischen dem Kater und der schwarz-roth-gelben Hündin bestand. Es geht das Gerücht, daß ein kleiner reactionärer Mops, der in der benachbarten Straße wohnte, aber öfters, an kalten Tagen mit einem Paletot bekleidet, die Pinscher-Hündin zu besuchen kam, deshalb

seine Besuche einstellen mußte, weil er der Besitzerin der Hündin mißliebig geworden war.

Aber auch die Zeitungen wurden getheilt.

Die preußische Wittwe abonnirte sich sofort auf die Kreuzzeitung.

Die deutsche nahm die Nationalzeitung an.

Die Preußische hatte gewisse Straßen und Plätze, und in diesen Kaufläden, die für sie verschlossen waren, oder gleichsam gar nicht existirten. Es waren jene Straßen, wo die demokratischen Compagnien der Bürgerwehr thatsächlich zu finden gewesen waren, und dann jene Kaufläden, in welchen namhafte Barricadenkämpfer — oder wenigstens für Barricadenkämpfer sich bethätigende Händler ihre Waare feilboten. Um keinen Preis der Welt hätte die Preußische sich bewogen gefühlt, auch nur ein Battisttaschentuch, oder ein Knöpfchen am Handschuh hier einzukaufen. Alle Gegenstände waren in diesen verpönten Localen mit einem Spinnenflor von grauer Verdächtigung umspannt, nichts war hier rein, nichts hell, nichts untadelhaft.

Die Deutsche ging dagegen in jene Läden mit großem Vergnügen hinein, die an merkwürdigen Plätzen lagen, wo die Häuser Spuren von Kugeln trugen, oder wo noch das Steinpflaster, für den aufmerksamen

Kenner und Beobachter, Zeichen längst geschwundener Barricaden blicken ließ.

In ihrem geselligen Umgang war die Preußische außerordentlich sensible geworden. Ihre Reizbarkeit überstieg oft den Grad jeder, nur irgend noch erlaubten Intoleranz. Nicht allein daß sie zu ganzen Schaaren und Abtheilungen Verwandte und Freunde in's Exil schickte, ihre Namen gar nicht mehr vor ihrem Ohre wollte erklingen lassen, sondern sie besaß auch ein so merkwürdiges Ahnungs- — oder soll man es lieber Spürvermögen — nennen, daß sie sogleich beim Eintritte in eine Gesellschaft die unlauteren Elemente, die sich etwa eingeschlichen hatten, herausmerkte, und ganze Häuserreihen in einer Straße zu bezeichnen wußte, deren Bewohner anfingen, in ihren Physiognomien einen schwarz-roth-goldnen Zug zu bekommen.

Die Deutsche ging dagegen unglaublich leichtfertig mit dem Ausdrucke „reactionär" um, und dehnte ihn aus auf Fenstervorhänge, Polsterstühle, Klingelzüge und Sophakissen. Für sie war die Stadt und das Land — vielleicht die ganze civilisirte Erde — nur in zwei große Lager getheilt, in „ganz unsinnige, tollkühne, aberwitzige Reactionäre," und in „edle, große, herrliche, schwarz-roth-goldne Volksfreunde." Sie nannte auch ihre Feindin nie anders, als die

Schwarz-Weiße, oder die Reactionärin, wo sie dann am Ende des Worts ein zweites „r" sehr deutlich dazu schnarren ließ. Ein billiger, aber doch seine Wirkung machender Witz.

Dabei hatte die Deutsche eine kleine geheime Freude an der „dunkelrothen Republik."

Und die Preußische hatte eine kleine geheime Freude an der „absoluten Monarchie."

Darum sagte auch die Preußische, wenn sie auf's äußerste erbittert war auf ihre Feindin: „Die rothe Republicanerin —"

Und die Deutsche sagte: „Die Baschkirin — die Knutenfreundin."

Das war aber nur, wenn Beide auf einander, durch irgend einen unglücklichen Umstand, auf's feindlichste gestimmt waren. Für gewöhnliche Zustände genügten die obigen Titel.

Nun sage der Leser selbst, ob irgend eine Brücke über diese Kluft denkbar war.

2.

Der Handschuhfabrikant Piersig.

Wer sich einen Begriff davon machen wollte, in welchen elenden Zustand sehr edle Erzeugnisse des menschlichen Kunstfleißes gerathen können, der brauchte nur in den Laden des Herrn Piersig zu treten. Dort fand er Handschuhe, die einst in dem schönsten Rosenroth geblüht hatten, und die jetzt in ein aschgraues, mit grünen Flecken besprenkeltes Zebrafell umgewandelt worden. Dann fand er Handschuhe, die an unheilbaren Schäden litten, und die dennoch von Herrn Piersig in die Cur genommen und geheilt worden; andre, die den Anschein hatten, als wäre ihr Eigenthümer ein Held aus dem dreißigjährigen Kriege gewesen, so verbrannt und scheinbar von Pulver geschwärzt sahen sie aus, und doch waren sie nur von einem friedlichen Schreiber benutzt worden, und hatten Tintenflecke erhalten. Dann gab es aber Handschuhe,

die unverbesserlich waren, die immer gelb wurden, während man erwartete, daß sie weiß werden sollten, und dann weiß, wenn sie gelb sein sollten, und deren Narben durch keine Kunst der Nadel verharrschen wollten, sondern immer offen standen. Mit diesen hatte Herr Piersig seine Rechnung abgeschlossen; es waren verlorene Söhne, die nie wieder zu ihren Vätern zurückkamen, und sich für ihre ganze künftige Lebenszeit die schlechte Gesellschaft auf dem Kehrichthaufen zu ihrem Umgange aussuchten.

Herr Piersig und Madame Piersig waren ein Paar, die sich zärtlich liebten. Herr Piersig konnte in Wahrheit sagen, wie es im Anfange des „Vicar of Wakefield" heißt: ich suchte mir eine Frau aus, wie diese sich ihr Brautkleid aussuchte, nämlich ich sah darauf, daß der Stoff dauerhaft und fest sei. — Nun, dauerhaft und fest war Madame Piersig. Sie hatte zwölf Jahre einer Ehe überstanden, die manche Prüfung ihr gebracht hatte. Eine der schwersten war, daß Herr Piersig die Neigung hatte, seinen Hausthürschlüssel regelmäßig zu verlieren, und dann ohne Hausthürschlüssel, und einmal ohne Uhr sich in irgend eine Gosse zu betten, wo möglich in eine, von seinem Hause recht weit entfernte. Frau Piersig stellte darum manchmal Abendspaziergänge an, wie sie sagte, um

frische Luft zu schöpfen, eigentlich aber, um mit Hülfe eines gefälligen Hausfreundes Herrn Piersig aus seiner kühlen, unfreiwillig gewählten Bettstätte zu befreien, und ihn nach Hause zu führen. Dort behandelte sie ihn, wie Herr Piersig seine unheilvollen Handschuhe behandelte, das heißt, sie klopfte, und trocknete, und walkte und glättete an ihm herum, stellte ihn dann an die Luft und machte wieder einen ziemlich anständigen Handschuh aus ihm. Ehe Herr Piersig diese Neigung hatte, seiner Frau Prüfungen zu bereiten, war er ein Mann, der einen hübschen Thaler Geld in der Tasche hatte, und sich einen frommen, ernsthaften und würdevollen Gang angewöhnt hatte; so daß Madame damals zu einer Freundin gesagt hatte: „Wenn es irgend einen Sterblichen giebt, der mich schwach sehen könnte, so wäre es dieser!" — Als die Ehe zu Stande kam, blieb sie lange Zeit ohne Früchte; endlich kam ein Sprosse, den sehr Viele auf der Nachbarschaft gar nicht für ein ordentliches, wirkliches Kind ansehen wollten. Dieses Söhnchen wuchs nicht, blieb dünn und schattenhaft bis auf den Kopf, der für sich allein wuchs und sehr groß wurde; es sprach nicht, schlummerte immerfort, und verbreitete im ganzen Hause einen sonderbaren Geruch, wie ein altes Buch in Lederband. Frau Piersig betrachtete

dieses Kind ebenfalls als eine Prüfung, und setzte es häufig an die frische Luft. Wenn der Vater sich über die, an dem vorigen Tage eingelieferten und aufgestapelten Handschuhe hermachte, und die Mutter die Wirthschaft besorgte, so saß „der Kanter“ auf dem Tische mit gekreuzten Beinen am offenen Fenster, und drehte ein altes Zeitungsblatt durch die magern Finger, indem er zugleich, wenn eine Art von Bewußtsein in ihm aufdämmerte, die Vorübergehenden mit einem albernen Lächeln beglückte.

Vor langen Jahren hatte Herr Piersig eine große „Fabrik neuer Handschuhe“ geführt, und die elegantesten Herren hatten sich ihren Vorrath in dem schönen Laden geholt, aber das war wie gesagt schon geraume Zeit her. Frau Piersig hatte einen Traum gehabt, in welchem ihr ein Genius erschienen war, der aus der Friedrichsstraße kam, und in die Kanonirstraße einbog, und dabei mit dem Lilienstabe, den er in der Hand hielt, auf ein Haus gezeigt hatte; und wie Frau Piersig dieses Haus näher in's Auge gefaßt, hatte sie bemerkt, daß es ein Schild von zwölf Fuß Höhe und sechzehn Fuß Breite an der Stirne trug, und daß auf diesem Schilde stand: „Neueste Pariser Handschuhfabrik von Joseph Piersig“ Und von diesem Schilde war ein Glanz ausgegangen,

der, wie das schönste Gaslicht, die ganze Friedrichsstraße und den Genius beleuchtet hatte. Diesen Traum erzählte sie nun Herrn Piersig, und Beide waren der festen Ueberzeugung, daß ihr ehemaliger Wohlstand sich in Kurzem erneuern werde. Um dem prophetischen Traume so viel wie möglich unter die Arme zu greifen, und ihm zu helfen, wahr zu werden, betrieb Frau Piersig noch allerlei kleine Nebengeschäfte. So hatte sie einen geheimnißvollen Verkehr mit vornehmen Damen, die da kamen und gingen, ohne daß Herr Piersig oder Jemand Anders in der Nachbarschaft den eigentlichen Grund erfuhr. Es geschah dies in allem Anstand und in aller Ehrbarkeit. Frau Piersig hätte sich um alle Schätze der Welt nicht zu einem leichtfertigen Handel, er mochte nun Namen führen, welchen er wollte, hergeben mögen. Allein in einer großen Stadt giebt es so mancherlei Dienste, die man seinem Nächsten leisten kann, und wofür dieser Nächste, wenn er nur irgend Gefühl für Dankbarkeit und Anerkennung fremder Mühen hat, sich ohne Zweifel erkenntlich beweisen wird.

So hatte denn die arme Frau, die von einer „Handschuhfabrikantin" zu einer simpeln Handschuhwäscherin, wo von der Fabrik nichts als noch der Titel auf dem kleinen verblaßten Schilde geblieben

war, herabgesunken war, auch die Bekanntschaft der beiden Damen unsres Kapitels gemacht. Natürlich, ohne daß die Eine von der Andern wußte; denn Madame Piersig richtete es so schlau ein, daß sie sich nie einander trafen, und wenn die Preußische kam, so war Herr Piersig, Frau Piersig, der Kanter, das ganze Zimmer ganz andre Wesen und Geschöpfe als wenn die Deutsche kam. Auf diese Art von Schmeichelkünsten verstand sich die Frau vortrefflich.

Heute erwartete die Familie die „Preußische,“ und Frau Piersig benutzte ihren Sprößling zu einer Art politischen Aushängeschilde, indem sie ihn zum Träger einer großartigen Demonstration machte. Weil dies unglückliche Wesen am Fenster saß, einen ungeheuern Kopf hatte, und eine dem entsprechende Mütze, und schon von fern jedem Vorübergehenden bemerkbar wurde, so erhielt es auf seine Mütze bald eine preußische, bald eine deutsche Kokarde angesteckt. Madame Piersig wußte sehr geschickt die Metamorphose zu veranstalten. Die Geheimeräthin von Reinicke verfehlte nicht, diese Aufmerksamkeit zu vergelten, indem sie dem Kinde eine Düte mit Zuckerwerk schon durch das Fenster reichte.

„O, meine Gnädigste,“ rief Frau Piersig auf

der Schwelle ihrer Wohnung, und in einem weißen Kleide, mit einem schwarz und weiß gewürfelten Tüchelchen um den Hals, die Eintretende bewillkommnend, „Sie verwöhnen den Knaben. Ganz sicherlich, Sie verwöhnen ihn. Er fragt die ganze Woche über nach Ihnen.“ —

„Es ist schon gut,“ sagte Frau von Reinicke, indem sie Platz auf dem Sopha nahm, und einen mißvergnügten Blick auf Herrn Piersig gleiten ließ.

„Mein Lieber,“ hub Frau Piersig an, „es wird nun Zeit sein daß Du gehst und Dich nach den neuangekommenen Fellen erkundigst. Grüße den Herrn Kürschner von mir.“

Herr Piersig ließ seine Handschuhe im Stich, und entfernte sich.

Frau Piersig nahm die Neue Preußische Zeitung in die Hand. „Es steht wieder so ein herrliches Gedicht darin,“ rief sie, „auf den König und auf die Truppen. Und dann wieder herrliche kleine Geschichten, was die Abgeordneten von der Linken gethan haben. O, ich sage oft zu meinem Mann: diese Zeitung fort, und ich lebe nicht mehr.“ —

„Das ist mir lieb zu hören,“ sagte die Wittwe. „Ich würde nicht zu Ihnen kommen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie diese Zeitung hätten. Aber bei alle

dem führt mich ein besonderer Zweck heute hierher." —

„Ah!" rief die Piersig, wie von Erstaunen und Freude zugleich erfaßt.

„Ja," ein besonderer Zweck," wiederholte die Dame.

„Vielleicht wollen die Frau Geheimeräthin die neuen Kragen besitzen mit der Stickerei, die den Namenszug des Prinzen und der Prinzessin von Preußen enthält."

„Nein" — entgegnete die Dame, „es ist etwas Anderes."

„Oder Sie befehlen die kleinen schwarz und weißen Spitzenhäubchen?"

„Auch das nicht, — es ist etwas weit Wichtigeres." —

„So weiß ich in der That nicht" —

„Ich will es Ihnen sagen; doch vorher möchte ich erfahren, wer noch in Ihrem Hause wohnt? — Ich meine in der obern Etage, mit den Fenstern nach der Straße? Ich habe, wie ich kam, dort den Kopf eines Herrn herausblicken sehen. Ist dies ein frivoler Mann, ein Mensch ohne Herz und ohne Grundsätze?"

„Ach, meine theure Gnädige, von diesem Herrn läßt sich nicht viel sagen."

„Ist er ein Wühler?“

„O, er denkt nicht daran.“

„Ein fremder Emissär?“

„Gott, wer ihm das in's Gesicht sagte, brächte ihn um.“

„Nun was ist er denn?“

„Der unschuldigste Mensch von der Welt, Frau Geheimeräthin. Ein wahres Kind, obgleich er nahe an die funfzig, oder vielleicht schon darüber sein muß. Einen so friedfertigen Menschen haben Sie noch gar nicht gesehen. Wir nennen ihn nur den furchtsamen Herrn.“

„Aber die furchtsamen Herren können manchmal auch sehr gefährlich sein.“

„Dieser gewiß nicht, Frau Geheimeräthin. O der ist seelenvergnügt, wenn man ihn in Frieden läßt. Gott, was hat er gelitten in unsern unruhigen Tagen! Meinem bittersten Feinde wünsche ich solche Wochen und Tage nicht. Seine Nächte waren voll Generalmarsch und seine Tage voll Emeute. Dazu hatten sie den Armen gezwungen, bei der Bürgerwehr einzutreten. Er stand bei der einundzwanzigsten Compagnie.“

„Er ist also arm?“

„Nein, Frau Geheimeräthin. Ich nannte ihn

nur figürlich so. Er hat als alter Junggeselle sein gutes Auskommen. Aber dennoch — o ich muß lachen."

„Nun, was denn?"

„Bei dem guten Auskommen fällt es mir ein: Er ist schon in das Schuldgefängniß gebracht worden, und erst seit kurzer Zeit wieder frei."

„Also ist es wenigstens ein schlechter Witz?"

„Keine ordentlichere Seele giebt es, Frau Geheimeräthin. Aber wissen Sie, wie das Militär wieder einmarschirte, und alle Welt glaubte, nun würde es großartig losgehen, da stieg des armen Wurms Angst auf einen solchen Grad, daß er eines schönen Morgens zu meinem Mann in den Laden trat, und ihn bat — himmelhoch bat — ihn Schulden halber gefangen setzen zu lassen. Er wollte alles selbst besorgen beim Justizkommissar und dem Gerichte, nur sollte es wo möglich noch in der kürzesten Zeit geschehen."

„War er Ihrem Manne denn große Summen schuldig?"

„Bewahre. Nur für die Wäsche von ein paar Handschuhen, etwa einen halben Thaler. Er ist die Ordnung und Redlichkeit selbst und Niemandem etwas schuldig. Aber mein Mann mußte aussagen, daß

er ihm schuldig sei, und mußte geschwind klagen und alles mußte rasch gehen, so daß wirklich unser guter Herr kurze Zeit darauf in das Schuldgefängniß wanderte — seelenvergnügt, sag ich Ihnen — seelenvergnügt. Nun bin ich sicher! rief er mir zu — die Gefangenen befreien werden Sie doch nicht, denn das wäre zu schändlich! — Und gehörig bewacht werde ich auch."

„Das will ein Mann sein!" rief die Geheimeräthin empört. „Aber freilich zum Bürgerwehrmann war er gut genug."

„Aus dem Gefängniß schrieb er mir, ich möchte sogleich sein Gewehr, es war nur eine magre, kleine schadhafte Flinte, denn man wußte doch, daß er nicht schießen würde, ausliefern, und zwar gab er mir den Rath, das Gewehr so künstlich in Kleidungsstücke zu hüllen, daß man es, wenn ich es geschickt auf den Arm nehme, für mein Kind hielte. Denn es sei Gefahr mit der Ablieferung verbunden, und die Leute, die dem Befehle nachkämen, würden auf der Straße insultirt. Es war dies allerdings wahr, allein ich hatte doch den Muth, die kleine, krankhafte Flinte ganz offen wegzutragen. Wenn ich daraus ein Kind gemacht, so hätten die Leute gefragt, wo hat die Frau das Kind her, da alle Welt weiß, daß

ich nur das eine liebe Söhnchen, meinen Wasserkopf habe. Ich hätte all meinem Rufe geschadet."

„Sie haben ganz recht gethan," sagte die Geheimeräthin. „Wenn die Männer feig werden, so müssen die Frauen tapfer sein. Also Sie glauben, daß der Mann kein Mädchen-Jäger ist?"

„Keine Art Jäger, Gnädigste. Er ist froh, wenn er nicht gejagt wird."

„Und sonst wohnt Niemand im Hause?"

„Die übrigen Zimmer stehen leer."

„So will ich denn mit meinem Anliegen herausrücken."

3.

Die Unterbrechung.

Aber ehe die Dame dazu gelangte, ihre Rede fortzusetzen, warf Frau Piersig einen Blick durch's Fenster und fuhr zusammen, als wenn eine Viper sie gestochen hätte. Sie sah die Straße herauf die „Deutsche" kommen. Sie kam hierher, daran war nicht zu zweifeln. Ein ganz außerordentlicher Fall. Es war durchaus keine Zeit vorhanden, zu untersuchen, warum die Deutsche grade heute kam, wo es gar nicht ihr Tag war, es mußte nun vor allen Dingen schnell Rath geschafft werden, wie es anzustellen sei, daß die beiden erbitterten Feindinnen sich nicht begegneten.

Frau von Reinicke, benachrichtigt wer sich nahte, flüchtete sich in das Nebenzimmer, und Frau Piersig hatte nur noch Zeit, schnell die Neue Preußische Zeitung bei Seite zu schaffen und dem Kinde an die

Mütze die schwarz=roth=goldne Kokarde zu stecken und die andre untern Tisch zu werfen. In diesem Augenblick trat auch die Geheimeräthin Blimke ein. Sie war etwas erhitzt und eilig, sonst hätte sie das schwarz und weiß gewürfelte Halstuch bemerken müssen, das Frau Piersig abzunehmen vergessen hatte.

„Ich wünsche Sie im Geheimen, und sehr eilig zu sprechen, liebe Frau,“ hub die Dame an. „Deshalb komme ich zu ungewöhnlicher Zeit.“

„Auch ganz zu Diensten, theuerste Frau Geheimeräthin.“

„Sie sind treu wie Gold, nicht wahr?“

„Wie Schwarz=Roth=Gold!“ betheuerte die Geschmeichelte.

„Wie Schwarz=Roth=Gold!“ wiederholte die Dame wohlgefällig. „So hören Sie denn. Es gilt eine Portion Pulver und eine Anzahl Gewehre zu verstecken.“ —

Der Spalt der Nebenthüre öffnete sich unmerklich etwas weiter.

„Haben Sie ein heimliches Plätzchen in ihrem Hause?“

„Ein heimliches Plätzchen, Frau Geheimeräthin? O je! welches Plätzchen wäre heimlich genug, wo die Wüthriche, die Soldaten nicht eindrängen?“

„Sei'n Sie keine Närrin. Die Soldaten haben für's Erste jetzt die Nachsuchungen aufgegeben. Sie finden nichts, und wer etwas hat, behält's. Es ist nur, bis der Sohn meiner Freundin nach Amerika entwischt ist."

„Will er mit den Waffen entwischen?"

„Nein. Die Waffen haben eine andre Bestimmung. Da ich zu einem geheimen Bunde gehöre, darf ich Ihnen, liebe Frau, für's Erste noch nicht sagen, zu welchem Zweck der Kriegsvorrath bestimmt ist. Also ein heimliches Plätzchen?"

„Nun, wird sich finden, wenn die Frau Geheimeräthin —"

„Erkenntlich sein werden? Ich verstehe. Hier sind gleich zwei Friedrichsd'or, das Uebrige folgt nach. Morgen Nacht um zwölf Uhr wird ein gewisser Wagen vor Ihrer Thür halten."

„Ein gewisser Wagen? Darin sind doch nicht die bewußten?"

„Ja, darin sind sie. Wir haben dies sehr schlau berechnet. Man geht diesem Wagen ohnedies gern aus dem Wege."

„Ach, Frau Geheimeräthin, welche tiefe Menschenkenntniß!" —

„Die muß unser Einer haben. Die verwünsch-

ten Spitzbuben, die Reactionäre sind überall versteckt.“

Der Spalt der Thüre wurde etwas enger.

Frau Piersig warf einen beherzten Blick dorthin. Sie saß wie auf Kohlen. Die Geheimeräthin stand auf, und näherte sich dem Sprößling des Hauses Piersig. „Nun, mein Jüngelchen wie geht es Dir?“

Der Angeredete öffnete einen unglaublich großen Mund, und zog ihn grinsend bis an die Ohren. Dann zwinkerte er etwas mit den Augen, und brachte die Spitze der Zunge zwischen den schwülstigen Lippen hervor, welches alles zusammen eine sehr ausdrucksvolle Mimik darstellte. Der Kanter wollte damit sagen, daß er etwas wisse, aber nichts sagen werde.

„Das wird einmal ein tüchtiger Demokrat werden!“ rief die Geheimeräthin.

„Bis jetzt ist's gleichsam nur ein Phantom!“ sagte die Mutter seufzend. Er wächst nicht, spricht nicht, ißt und schläft für zwei, und macht uns nichts als Kummer.“

Der Kanter machte eine Miene, die da ausdrücken sollte, daß ihm dies ganz gleichgültig sei.

„Es giebt ein altes Sprichwort, Frau Geheimeräthin, es heißt: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Aber dieser Apfel, Gott zu klagen, ist

gar weit gefallen. Es ist nur gut, daß er der einzige ist. Gar zu viel von dieser Sorte, brächte mich um.“ —

Der Kanter gab durch ein heiseres Lachen zu verstehen, daß er ganz zufrieden sei, zu dieser und zu keiner andern Sorte von Aepfeln zu gehören.

„Also um Mitternacht kommt meine Sendung!“ sagte die Dame nochmals, den Zeigefinger bedeutsam erhoben. „Jetzt empfehle ich mich.“

Kaum war sie fort, als die Thür des Nebenzimmers sich öffnete, und auf der Schwelle derselben eine moderne Meduse, eine Meduse des neunzehnten Jahrhunderts, die Frau Geheimeräthin von Reinicke erschien. „Piersig,“ schrie sie — „Piersig! erklären Sie mir das!“

Frau Piersig wollte vergehen vor Schaam und Zerknirschung.

„Piersig! Piersig! Mir das! Und ich bin ihre Wohlthäterin!“ tönte die Stimme, „ich habe Ihren Mann unterstützt, ihn im Geschäft erhalten!“

„Aber meine theuerste Frau Geheimeräthin,“ schrie eben so laut Frau Piersig. „Sahen Sie denn nicht, daß das alles nur Verstellung ist? Muß ich denn nicht so handeln, um hinter die Schliche und Tücke dieser verruchten Bösewichte zu kommen?“

Frau Piersig lebte auf, sie hatte sich in diesem Augenblick selbst mit kühner Hand gleichsam ein moralisches Glas Zuckerwasser auf den Schreck gegeben, einen Trank, der alle Unruhe und Besorgniß niederschlug. Sie hatte, im Drang der Umstände, eine vortreffliche Erfindung zu Tage gefördert. Sie hatte die Handschuhfabrik, ihren Mann, den Wasserkopf, sich selbst gerettet. Mit dem Bewußtsein eine Frau zu sein, die in schwierigen Fällen sich zu helfen wisse, erfüllte ihren Busen ein unaussprechliches Gefühl hoher weiblicher Würde.

„Wie, Piersig — also Alles Verstellung?"

„Ja, Frau Geheimeräthin, was sollte es anders gewesen sein? ich die stolzeste und kühnste Frau ihres Jahrhunderts." Der Kanter wollte sich ausschütten vor Lachen, aber Niemand merkte auf ihn.

„Alsdann thut es mir leid, Sie verkannt zu haben," hub Frau von Reinicke an, und reichte die Spitzen ihrer Finger der Handschuhfabrikantin hin.

„Bitte!" sagte Frau Piersig, „lassen wir das!" Sie war ganz gekränkte Tugend und edles Selbstgefühl. „Wie müßte denn eine Patriotin handeln, wenn sie nicht so handelte," setzte sie hinzu. „Wahrlich, ich wüßte nicht, wie sie handeln sollte, durchaus nicht!"

Aber nun ergoß sich ein Strom des Zornes bei der Geheimeräthin gegen ihre Feindin. Sie rannte im Zimmer auf und ab, indem sie rief: „O, es ist mir nur lieb, daß ich sie jetzt habe. Sie ist in meinen Händen. Ein Druck und sie hat ausgeathmet! Die Verrätherin! Das Scheusal! Heimlich Waffen verbergen, und zu diesen Waffen noch Pulver fügen! O Gott, und der liebe gute König, das herrliche Kriegsheer — alles das schläft ruhig, während diese nächtliche Schlange, diese Unke den Nachtwagen benutzt, um! — Aber ich gehe selbst, um es sofort anzuzeigen; ich lasse mich bei dem Befehlshaber in den Marken melden! — Warte, Schwarz-Roth-Goldne! Warte Republicanerin! Warte — Und dieser Molch hat einmal an meinem Busen gelegen als Freundin! Das war eine teuflische Verirrung, ein ganz diabolisches Blendwerk! Piersig — kommen Sie her — wir wollen vereint wirken, um diese Frau zu vernichten!"

„Ja, beste Frau Geheimeräthin — aber mit Vorsicht!"

„Wir wollen sie mit ihrem eignen Pulver und Blei zu Tode bringen."

„Gott, Frau Geheimeräthin, das gäbe einen Knall!"

„Es soll auch knallen! Die ganze Nachbarschaft soll wissen, welche That hier geschehen. Wir wollen Allarm schlagen.“

Es herrschte eine unbeschreibliche Aufregung in der Stube des Handschuhfabrikanten unter den beiden Frauen, von denen die Eine immer auf und ab rannte, und die Andre ganz dunkelroth auf dem Sopha saß, und zwar saß sie auf dem schwarz-roth-goldnen Arbeitsbeutel, den die deutsche Geheimeräthin hier vergessen hatte, und den Frau Piersig nicht anders vor den scharfen Blicken der Feindin zu verbergen wußte, als durch ihre höchsteigene Person. Sie war deshalb gleichsam in Haft auf ihrem eigenen Sopha. Zu ihrem allergrößten Schrecken gab ihr der Wasserkopf Zeichen, daß wiederum etwas Gefahrbringendes nahe.

Es war die Deutsche, die da kam, ihren Arbeitsbeutel abzuholen.

Frau Piersig stürzte sich mit einer wahren Wuth auf die Preußische, mit großer Geschicklichkeit die Tasche hinter sich haltend, und dergestalt manövrirend, daß das Kind die Tasche empfing, und sie aus dem Fenster reichte. Alles das war das Werk eines Augenblicks, und mit ungemeiner Thatkraft und unerhörter List ausgeführt. Als es geschehen war und

die Preußische nichts bemerkt hatte, brach der Kanter in ein anhaltendes Schnarren, Prusten und Kichern aus, indem er von Zeit zu Zeit eines seiner magern Beinchen emporstreckte, und der Mutter damit irgend ein wichtiges telegraphisches Zeichen machte, das nur sie verstand.

„Gott sei Dank, die Gefahr wäre vorüber.“

Die Geheimeräthin, nachdem sie ein kleines Glas Liqueur und eine Zuckersemmel verzehrt, kam auf den Beweggrund ihres diesmaligen Besuches zurück. „Es ist der Wunsch,“ sagte sie, „daß Sie mir, liebe Seele, auf ein Paar Wochen ein anständiges Zimmer in ihrer Wohnung ablassen, wohin ich eine Verwandte, ein junges Mädchen, das ich für's Erste noch nicht bei mir kann wohnen lassen, hinbringe. Natürlich für ein hübsches Pensionsgeld.“

Frau Piersig bedachte sich nicht lange; sie ging mit Freuden in diesen Vorschlag ein. Die Geheimeräthin bemerkte, daß hierzu die Einwilligung des Herrn Piersig auch nöthig sein dürfte, allein Frau Piersig erwiederte mit einem gewissen Stolz, daß sie und ihr Mann niemals uneins seien, wo es den wahren Vortheil der Familie gelte.

4.

Die junge Dame zieht ein, und Herr Piersig macht die Honneurs.

Drei Tage, nachdem er angekündigt worden, erschien der neue Gast. Es war ein junges Mädchen, das einen sanften, leidenden Zug im blassen Gesichte hatte, dabei aber, sowohl wegen der Regelmäßigkeit ihrer Züge, als wegen des edlen, feinen Ausdrucks, die Theilnahme rege machte. Sie bezog mit ihren wenigen Habseligkeiten Herrn Piersig's sogenanntes Junggesellenzimmer, ein durch Tabacksrauch verdüstertes Cabinet, in welchem sich Erinnerungen aus dem vorehelichen Zustande des Handschuhfabrikanten befanden; unter andern ein alter Husarensäbel. In der Geschwindigkeit wurde dies Cabinet seines Tabacksdampfes und seiner Erinnerungen entledigt, und in ein jungfräuliches Asyl mit hellen, weißen Vorhängen, mit Blumentöpfen an den Fenstern, und einem kleinen Teppich vor dem

Sopha verwandelt. Der Eintritt in dieses Heiligthum wurde jedem Hausgenossen streng untersagt, nur für Frau Piersig öffnete sich die Thür.

Aber Helene, so hieß das junge Mädchen, besaß den richtigen Tact, daß sie sich nicht den Anschein gab, als wollte sie sich von ihren neuen Hausgenossen absondern. Sie erschien vielmehr alle Vormittage in dem „Laden," der zugleich Arbeitsstube war, und wo sie in der Regel das Ehepaar und auch einen Nachbar und eine Nachbarin beisammen fand.

An einem der ersten Tage war sie in diesem Familienzimmer mit Herrn Piersig und seinem hoffnungsvollen Sohne allein. Der letztere saß, wie immer, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Arbeitstische, der dicht an das halbrunde Ladenfenster herangeschoben war. Der Vater bearbeitete seine Handschuhe schweigend, neben dem gleichfalls schweigenden Sohne. Nur das Zwitschern des Hänflings war hörbar, und von Zeit zu Zeit das Pfeifen eines vorüberschlendernden Schusterburschen, oder der Ruf eines Verkäufers auf der Straße.

Als Helene eintrat, sprang Herr Piersig auf, machte ihr eine Verbeugung, und setzte ihr einen

Stuhl hin, von dem er ein Bündel alter Rechnungen hinabwarf.

„Ich möchte gern sehen, was Sie hier machen, Herr Piersig," hub das junge Mädchen freimüthig und sanft an, indem sie sich auf den Stuhl, grade dem Fenster gegenüber, niederließ.

„Ach, mein Fräulein, das ist sehr gütig von Ihnen, das zeigt, daß Sie nicht als eine vornehme Dame bei uns wohnen wollen, sondern daß Sie sich um uns hübsch kümmern wollen."

„Ich bin auch keine vornehme Dame," sagte das Mädchen. „Mein Vater war Kaufmann, und zwar eben kein Großhändler."

„Er war, mein Fräulein, er war? Also lebt der theure Mann nicht mehr, den ich innig verehre, da ich seine so wohlgerathene Tochter vor mir zu sehen die Ehre habe?"

„O, mein Vater lebt, auch meine Mutter lebt!" rief das schöne Mädchen freudig. „Gott wird geben, daß Sie noch recht lange und recht glücklich leben."

Herr Piersig behandelte mit großer Anstrengung einen widerspenstigen Handschuh. Er sah eben seinen Gast von der Seite an, und wußte nicht, ob er sich die Freiheit nehmen dürfe, noch weiter zu

fragen; endlich überwand seine Neugier seine Zaghaftigkeit.

„Also der innigst verehrte Herr Vater, mein Fräulein, wohnt dermalen auch hier in Berlin?"

„O nein! Wie wäre ich denn hier?"

„Ganz in der Ordnung! Ein Kind lebt bei seinen Eltern. Wie konnte ich auch nur so fragen. Also der innigst verehrte Herr Vater — "

„Meine Eltern sind ausgewandert," sagte das Mädchen rasch. „Es ist erst zwei Monate, daß sie fort sind; ich habe aber schon Nachrichten, daß sie die Meerreise gut überstanden haben. Drei meiner Schwestern haben die Reise mitgemacht; ein älterer Bruder und ich sind zurückgeblieben."

„Sind zurückgeblieben," wiederholte der Meister. „So, so. Ei, seht einmal! Sind zurückgeblieben. Aber dieser Handschuh ist ein Satan von einem Handschuh! Nie hab' ich altes Leder so widerspenstig gesehen. Nun, mein Fräulein, nur munter! Wer da auswandert, trifft nicht immer grade das Beste; die hier bleiben, lachen am Ende Jene aus, die da weggingen, und wer zuletzt lacht, lacht am Besten. Wohin ist denn der innigst verehrte Herr Vater gezogen?"

„Nach Newyork."

„Auch eine schöne Gegend. Aber man muß Geld haben, um wieder fortzukommen; denn lange hält, was ein gebildeter Berliner ist, es in diesem amerikanischen Hinterpommern nicht aus. Geben Sie Acht, ehe Sie sich's versehen, ist Ihr Herr Papa wieder da."

„Das würde mir leid thun; denn er wollte dort sein Glück finden."

„Das heißt Geld?"

„Nicht allein das," erwiederte das junge Mädchen seufzend. „Geld allein macht nicht glücklich. Er wollte auch für seine politische Ueberzeugung Boden gewinnen. Er wollte so glücklich sein, wie er glaubte, daß ein freier Bürger in einem freien Staate es sein dürfe und müsse."

„So! —"

Die Unterhaltung stockte. Herr Piersig hatte es auf der Zunge, zu sagen: Also der innigst verehrte Herr Vater war schlechtweg ein Bummler, was man so sagt; allein er bedachte noch zeitig, daß er durch eine solche Aeußerung der Tochter keine allzu große Freude machen würde. Er gab also dem Gespräche eine andre Wendung.

„Ich habe einen confusen Vetter, der sich hier umhertreibt, und dem wir immer vorschwatzen, ich und meine Frau, er soll nach Amerika gehen, natürlich,

um ihn los zu werden; denn es ist wahrlich nichts mit ihm anzufangen: so sinnreich er früher war, so sinnlos ist er jetzt. Das macht, er kam hier an, wie wir grade wieder eine große politische Krisis hatten, wie meine Frau sagt, und verschiedene Dinge „aufgelös't" wurden. So kam er denn auch unvorsichtiger Weise der Nationalversammlung zu nah, als man die eben auflös'te, und wurde mit aufgelös't. Er ist seitdem gleichsam nicht mehr vorhanden, nur theilweise noch. Wenn er seine gesunden Stunden hat, so ist er Mützenmacher, und spricht ganz gescheut; wenn aber die Auflösung über ihn kommt, so schreit er, daß man ihn ungerechter Weise in Belagerungszustand erklärt habe, und daß er in Masse aufstehen und sich erheben werde; und dann wüthet er, und will die Minister und den König aus dem Lande jagen. Ich erzähle Ihnen das nur als Beispiel, mein Fräulein, welche sonderbare Politiker wir jetzt hier in unserer schönen Stadt haben, und daß Ihr innig verehrter Vater auch wohl seinen Grund gehabt hat, auszuwandern."

Die junge Dame schwieg.

„Sie sehen sich meinen Sohn an," hub Herr Piersig geschmeichelt an. „Kanter, steh auf, und mach' der Dame eine Verbeugung."

Das unförmliche Wesen erhob sich auf seinen dünnen schwankenden Beinen, wobei es auf dem Tische stehend, mit seinem großen Kopfe die halbrunde Wölbung der Fenstereinfassung berührte, und brachte eine Verbeugung zu Stande, die in einem Neigen des Kopfes und in der militärischen Hand- und Armbewegung bestand.

„Gut, Kanter! gut, mein kleiner Grenadier!“ rief der Vater. „Wenn das Fräulein gute Gesinnungen hat, so wird sie es zu würdigen wissen, daß Du ihr auf ächt soldatische Manier die Ehre giebst. Aber, mein Fräulein, ich weiß freilich nicht, ob Sie nicht vielleicht Demokratin sind?“

„Mein guter Meister,“ sagte die Dame sanft, „lassen wir das. Ich bin bereits viel gequält worden damit im Hause meiner Eltern, und auch anderswo.“

„Gut, lassen wir das. Es ist auch meine Meinung. Das Bier hat immer denselben Geschmack, wenn wir es in einer schwarzweißen, oder in einer rothen Kneipe trinken.“

Wiederum trat eine Pause ein.

„Sie werden bei uns ein stilles Leben führen,“ nahm der Mann wieder das Wort. „Meine Frau hat ihre Kunden, ich die meinigen. Das geht alles

ganz ruhig ab. Oben, der unverheirathete Herr, ist nun vollends die Ruhe selbst. Wenn Sie nicht Krakehl anfangen, mein liebes Fräulein, so wüßte ich nicht, wer sonst Unruhe hier im Hause anfangen wollte. Dabei wohnen wir in einer hübschen Straße, in der Friedrichsstraße, und zwar nahe am Thore. Ist die große, lange Straße, weiter zu den Linden hin, gar unruhig und belebt, hier giebt sie sich schon ruhiger, wie ein Mann, der eine brausende Jugend gehabt hat, aber nun zur Vernunft gekommen ist. Die Straße hat dadurch gleichsam — es ist komisch zu sagen — aber sie hat wirklich einige Aehnlichkeit mit mir. Ich war zu meiner Zeit ein wilder Bursche, und diente bei den Ohlau'schen Husaren. Hast Du nicht gesehen! Die braune Jacke kleidete mich ganz gut, und ich trug einen teuflisch demokratischen Schnurrbart. Freilich dachte damals noch Niemand an Demokratie. Ja, mein Fräulein, Sie sagen mit Recht, daß mir das Niemand mehr ansehe. Ja, das macht die Ehe, der Familienkummer. Ich ging darauf mit meinem Weibe zum Altar. Sie brachte mir ein gutes Stück Geld mit. Anfangs hatten wir keine Kinder, und dann kam, mit Respect zu sagen, dieser Wurm. Es war eine Schande, daß nicht etwas Besseres kam. Ich und

meine Frau waren Kernleute, aber es war eben nicht anders. Meine Frau sagt immer, es sei zur Strafe, weil ich einmal die pucklichte Tochter eines Gastwirths in Ohlau verführt; allein Gott soll mich strafen, wenn nicht vielmehr der verliebte Puckel mich verführt hat. Aber das sind alte Geschichten. Gott, liebes Fräulein, straft überhaupt nie so ungerecht. Das ganze Unglück ist vielmehr ein reines Mißverständniß der Natur. Ueberdies kann der Kanter vielleicht doch noch ein ganz proportionirter Mann werden. Er spricht nicht viel, das ist wahr, aber er denkt vielleicht desto mehr, und wenn wir nur geduldig die Periode der Schwachheit abwarten, so wird er uns eines schönen Morgens überraschen mit einem Paar prächtigen, starken Beinen, mit breiten Schultern, und mit einer ganz vortrefflichen Brust, so wie sie unser General in den Marken hat."

Der Wasserkopf, während man von ihm sprach, beschäftigte sich, sein altes Zeitungsblatt zwischen den Fingern zu drehen, und es von Zeit zu Zeit anzustarren.

„Der Arme!" rief der Vater, „da übt er sich schon eine ganze Woche lang, immer eine und dieselbe Verlobungsanzeige in der Vossen zu studiren. Höre, mein Sohn! Wirst Du denn nicht einmal

wissen, daß dies Fräulein Adelaide Pirlicke ist, die sich mit Herrn Kodsack vermählt? Ich denke, das solltest Du doch endlich herausgebracht haben, Schaafskopf! Ach, ich weiß nicht, ob Du je im Stande sein wirst, eine solche Anzeige zu verursachen. Glauben Sie, mein Fräulein, daß sich Jemand finden wird, der den Kanter heirathet?"

„Man muß an Nichts verzweifeln," sagte die junge Dame mit Lächeln; „auch die häßlichsten Männer bekommen Frauen."

„Ja, weiß Gott, so ist's. Uebrigens muß ich Ihnen noch erklären, weshalb wir ihn Kanter nennen. Sein eigentlicher Name ist Gottlieb. Aber weil er einem Oheim von meiner Frau, der Kantor in Oranienburg ist, so ähnlich sieht, so nennen wir ihn den Kanter."

Der Knabe legte das Zeitungsblatt weg, und auf die Straße blickend, streckte er die Zunge weit aus, und stieß eine Art Freudengeschrei aus. In dem Augenblicke sah man einen jungen Mann mit einem blonden Lockenkopfe, in einem eleganten Paletot, mit gelben Handschuhen, und einem eingeklemmten Augenglase auf den Laden zukommen. Er gab mit seinem Stöckchen dem Wasserkopf einen Schlag auf die Schulter, und schauete in das offene Fenster

hinein. Als er Helenen erblickte, lüftete er etwas seinen Hut.

„Ach, Herr Kieselack!“ rief der Handschuhfabrikant. „Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen.“

„Sind meine Handschuhe noch nicht fertig?“ fragte der junge Mann, indem er durchbohrende Blikke auf Helenen richtete.

„Freilich sind sie fertig; schon seit einer Woche. Aber freilich, ein Herr wie Sie, fragt nicht viel nach abgelegten Handschuhen; da heißt es — für jeden Tag ein Paar neue!“

Der Stutzer nickte freudig, und starrte wieder Helenen an.

Diese stand auf, um das Zimmer zu verlassen.

„Ei, mein Fräulein, bleiben Sie. Dies ist Herr Kieselack, ein reicher, junger Herr, und ein unabhängiger Rentier. Ich habe bereits seit zwölf Jahren — wo der junge Mann seine ersten jungfräulichen Glacéhandschuhe anlegte, die Ehre, ihn zu meinen Kunden zu zählen.“

„So ist's, Herr Piersig,“ entgegnete der vor dem Fenster Stehende; „nur sind es nicht zwölf Jahre, sondern sechs Jahre. Sie bringen mich in ein schönes Alter, Herr Piersig.“

„O, meinetwegen sollen es drei Jahre sein.“

Der junge Mann starrte fortwährend Helenen an.

Jetzt verließ Helene das Zimmer.

„Teufel! Piersig! Seit wann haben Sie so frische Waare in ihrem Laden?" fragte nun der Stutzer, indem er mit der Zunge schnalzte, und sich weit über von außen hineinlehnte.

„Mein Herr," entgegnete der Handschuhfabrikant würdevoll, „dies ist ein Handschuh, der nur für die Hand paßt, für die er gemacht ist."

„Alter Trunkenbold, Ihr lügt! Der Handschuh ist für mich gemacht; das will ich Ihm nöthigenfalls beweisen. Jetzt hab' ich keine Zeit; aber ich komme morgen wieder."

Er entfernte sich, und der Kanter streckte ihm, so lange er sichtbar blieb, die Zunge nach.

5.

Das Berliner Kind.

Unter den naturgeschichtlichen Klassen der gebildeten europäischen Raçen nimmt „das Berliner Kind" eine sehr scharf ausgeprägte Stelle ein. In keiner andern großen Stadt kommt grade eine Erscheinung dieser Art zu Stande. Die preußische Monarchie und die Stadt Berlin haben ihre Entwickelungsgeschichte, darum kümmert sich jedoch das Berliner Kind nicht, es geht seinen eignen Weg. Preußen war anfangs klein, dann wuchs es, dann hatte es seine glänzende Periode, auf diese folgte die Zeit der Demüthigung. — Das Berliner Kind weiß von dem allen nichts, es ist immer dasselbe geblieben, niemals gedemüthigt, immer im Glanz. Auch ist es nicht gewachsen, weder an Kräften noch an Ruhm, sondern es ist vom Anbeginn seiner Tage gleich so vollendet dagewesen, und hat später nichts

angenommen, was es wieder abzulegen hätte aufgefordert werden können. So emanzipirt von der Geschichte des Landes, findet sich nirgends ein Geschöpf einer großen Hauptstadt. Dabei muß man nicht denken, daß das Berliner Kind sich bei den Geschicken, die das Land und die Stadt treffen, denen es angehört, nicht betheiligt; es steht aber über diesen Geschicken, und leidet niemals durch sie. Es hat alles vorausgesehen, Glück wie Unglück, es hat vor undenklichen Zeiten schon seine Stimme abgegeben, und seinen Rath ertheilt, man hat aber beiden kein Gehör geschenkt.

Man muß nicht glauben, daß das Berliner Kind den niedern Schichten der städtischen Bevölkerung angehört, nein es gehört fast ausschließlich zu den obern. Der Vater ist sicherlich Geheimerath, oder der Chef eines Departements, die Mutter ist die Tochter eines Großhändlers, oder sie ist von Adel, jedenfalls hat sie einen großen, überallhin verbreiteten Anhang, und zwar lebt dieser Anhang schon seit langen, langen Zeiten in Berlin. Damit aber auch kein Kennzeichen des Berliner Ursprungs fehle, so zählt die Familie zwei oder drei Jüdinnen unter ihren weiblichen Vorfahren. Im Ganzen aber ist man christlich. Das Berliner Kind ist auf-

gewachsen, indem es sogleich ein grenzenloses Uebergewicht über seine Eltern, seine sogenannten Erzieher und seine Verwandten fühlte. Lehren, die man ihm giebt, weis't es mit Hohn zurück. Von seinen Mitschülern duldet es Püffe, denn es fehlt ihm an Muth und Stärke diese zu erwiedern. Schon früh fühlt das Berliner Kind, daß es, wo es mit der Zunge nicht siegen kann, nie siegen werde. Diese Ueberzeugung macht es fügsam gegen physische Kraft. Es setzt ihr einen gewissen Indifferentismus entgegen, eine gewisse gute Laune, die für den Augenblick rettet. So wie sich die Kraft zurückgezogen hat, so geht es ihr kläffend nach, es wirft einen ganzen Strom kleiner boshafter Angriffe, und höhnender Stichelworte ihr nach. Kommt die gereizte physische Kraft wieder hervor, so hat es nichts gesagt.

Das Berliner Kind ist über alle Maaßen neugierig und vergnügungssüchtig. Man sieht es unermüdlich in der Hitze und im Staube irgend einer kleinen Lustbarkeit nachlaufen, um dann, wann es sie gesehen und gehört hat, sagen zu können, daß sie nichts werth sei. Es ist das undankbarste Geschöpf auf der Welt. Stets bereit zu Tadel und Hohn. Innerhalb Berlin mißfällt ihm Alles, aber außerhalb Berlin mißfällt ihm Alles, was nicht aus

Berlin kommt. Außerhalb Berlin ist es der Berliner, das heißt die Quintessenz alles Wissens, aller guten Lebensart, alles Glanzes. Wenn es nicht laut und öffentlich räsonniren darf, so räsonnirt es innerlich. Es sieht sich aber alles gewissenhaft an, und versäumt nicht das Kleinste. Denn alles gesehen zu haben ist sein Stolz.

Wenn das Berliner Kind auch beileibe nicht Gefahren aufsucht, so läßt es sich doch nicht von ihnen überwinden, wenn es sich einmal in ihnen befindet. Es hat eine merkwürdige Geschicklichkeit den Kopf immer oben zu halten. Es glaubt selbst fest an seine unverwüstliche Natur. Es hat eine große Abneigung Schmerz und Unbehagen zu empfinden, aber kommen einmal beide, ohne daß es dieselben abhalten kann, über ihn, so weiß auch Keiner sie so gut zu ertragen als das Berliner Kind. Es hilft sich allenfalls durch ein paar gute oder schlechte Witze.

Das Berliner Kind hat keinerlei Pietät in seinem Herzen. Durch Gefühl und Empfindung ist ihm nicht beizukommen, es ist eine durchweg kühle und egoistische Kreatur. Es liebt weder seine Eltern mit jener Liebe, die einen Theil des Herzens in ewigen Liebesopfern wegzehrt, noch liebt es seine Frau und

seine Kinder auf diese eben bezeichnete angreifende Weise; aber es ist nie ganz stumpf und gleichgültig gegen sie, und behauptet immer einen gewissen äußern Anstand. Die Pietät für seinen Fürsten kennt es auch nicht, nämlich jenes Gefühl ächter Treue, das so ziemlich ohne Ausnahme die Provinzen beseelt, es ist der Hauptstädter, und muß wissen hierin, wie in allen andern Dingen, wie weit es zu gehen hat. Es ist ihm nichts verhaßter, als sich vor irgend einer Autorität beugen zu müssen; wenn es das thun muß, so verfehlt es nie dem, dem es Angesichts eine Verbeugung macht, hinterrücks den Esel zu bohren. Selbst seinem Vater macht es das nicht anders, wenn dieser ihm imponiren will. Und dennoch sucht es alles Mächtige und Imponirende auf. Es wäre unglücklich, wenn es nichts mehr hätte, was über ihm stände, es wäre in Verzweiflung wenn ihm Niemand mehr zu befehlen hätte. Es würde sich in diesem Falle den niedrigsten Polizeioffizianten aufsuchen, um sich von ihm befehlen zu lassen — nur um das Vergnügen zu haben, dagegen zu knurren. Für öffentliche Auszeichnungen, für Orden und Gnadenbezeugungen der Fürsten ist es unbeschreiblich empfänglich, darum ist Berlin der ungeeignetste Ort, um große, republicanische Charaktere und Tugenden

zu erzeugen. Es ist eine Stadt, die wegen ihres Leichtsinnes und ihrer lasciven Frivolität ewig der absolutesten Monarchie anheim fallen wird. So wie das Berliner Kind keinen persönlichen Muth hat, so hat ihn auch die ganze Stadt nicht, aber die Provinzen bergen in ihrem Innern jene nationale Moralität, ohne die kein Staat auf die Länge wachsen und bestehen kann. Darum, obgleich Berlin durch den Mund scheinbar herrscht, herrschen die Provinzen thatsächlich durch das Herz.

Was die Religion betrifft, so hat das Berliner Kind keine. Die großen, heiligen Schrecken der Religion sind für dasselbe nicht da. Es hat Witzspiele, komische Einfälle, im weitesten Falle Maximen und moralische Sprüche, die bei ihm die Stelle jenes mystischen Tiefsinnes ersetzen, dem einige Völker huldigen. Darum hat die Kirche, als äußeres Zwangsmittel auf den Berliner nie eine Macht geübt, und wird nie eine üben. Das Berliner Kind ist Materialist; es glaubt an keine Zukunft, und will leben und genießen. Wenn ganz Europa an einem großen schauerlichen Aschermittwoch aller Völker in Sack und Asche ginge, der Berliner würde sich dem Zuge anschließen, aber seinen Paletot und seine gelben Glaçéhandschuhe anbehalten.

Diejenigen Philosophen, die eine große Geheimlehre predigten, sind auch nie in Berlin verstanden worden, aber die Apostel der Diderot-Voltaire'schen Schule, die modernen Skeptiker jeder Richtung sind mit Jauchzen aufgenommen worden.

Was das Aeußere betrifft, so vermeidet das Berliner Kind alles Auffällige. Es ist der elegante junge, oder alte Mann der neuen Zeit. Jede geschmacklose Abnormität der Mode verschmäht es. Es überläßt es den Straßenläufern und geringern Stutzern sich auf diese Weise bemerkbar zu machen. Es kleidet sich fein, in dunkle Farben, und sorgt für eine höchst saubre Wäsche. Wenn es einen Wagen hat, so hat es einen guten, bequemen, keinen auffälligen; besitzt es ein Landhaus, so zeigt dieses keine schlechtgearbeite Statuetten, und verunglückte Versuche zu Springbrunnen, und hängenden Gärten, sondern ist einfach und wohnlich. Den lästigen Schmuck überläßt es den reichen, jüdischen, geadelten Banquiers, die sich lächerlich machen, und noch dafür bezahlen. In der Sprache merkt man ihm nicht den Berliner an, und wenn man das Berliner Kind in dem lächerlichen Berliner Patois, wie er in den Possen im Königstädter Theater gesprochen wird, wollte auftreten lassen, würde man dem Portrait,

das man zu malen beabsichtigt, jede Aehnlichkeit nehmen. Die charakteristischen Kennzeichen des Berliner Kindes sind ganz wo anders zu suchen, als in dem Aeußern, obgleich auch das Aeußere für ein sehr scharf blickendes Auge den Mann verräth, wenn man ihn unter einer Masse Ausländer sieht.

Von den königlichen Prinzen bis zu dem letzten Straßenjungen huldigt Berlin dem Witze, den Bonmots. Das Berliner Kind hat also keinen größern Genuß, nächst dem, selbst einen guten Witz gemacht zu haben, einen zu hören. Es versteht den Witz, es kostet ihn, wie der Schmecker die Auster, es wirft ihn auf der geistigen Zunge gleichsam hin und her, um jedem Nervchen der Empfindung sein Theil werden zu lassen, und zuletzt schluckt es den Witz hinunter, und hat noch Tage lang nachher eine angenehme Empfindung. Darum reiset kein Lichtstrahl, kein Schall, so schnell als ein guter Witz durch die Straßen von Berlin reiset. Er ist sogleich und überall da. Ueberall wo man hinkommt, hat man ihn schon gehört. Hat der Staat Kopfweh, oder soll ihm ein Bein amputirt werden, ist irgend ein großes, schreckliches Unglück vorhanden, vor welchem die Provinzen scheu zusammenkriechen, der Berliner lacht und witzelt. Das ist's, wodurch er

alles bei den Provinzen wieder verdirbt, was er durch seinen großen Mund gut gemacht. „Es ist eben kein Verlaß auf Berlin" sagen die ehrlichen Provinzen. Das Berliner Kind liebt daher auch ganz außerordentlich den Scandal, gleichviel den Familienscandal oder den Staatsscandal. Es entwickelt bei diesen Gelegenheiten eine Unsumme von schadenfrohen und höhnenden Gefühlen. Da die Witze, die es macht, immer boshaft sind, und nie gutmüthig, so ist ihm der geheimste und gehässigste Scandal am liebsten, weil es dort die meiste Ausbeute für diesen Witz findet, der von der Gemeinheit seine Farbe, und von dem Geiste seine tödtende Schärfe borgt. Der Berliner negirende Witz ist sprüchwörtlich. Jedesmal wenn das Berliner Kind, durch irgend einen Umstand verführt, oder gleichsam übertölpelt, wirklich einmal dem wahrhaft Großen und Schönen Bewunderung und Hingebung gezollt, so straft es sich eine Stunde später, indem es über sich selbst Witze macht. Darum findet die wahre Schönheit, die ächte Größe ihre bleibende Stätte nicht in Berlin, weil das Volk nicht den Muth hat in seiner Anerkennung zu beharren. Der Enthusiasmus dauert eine Minute, der Spott dauert aber ein Jahr. Der eine Kuß ist werthlos, weil auf ihn

gleich drei Backenschläge folgen. Dennoch fühlt das Berliner Kind das brennende Bedürfniß immer, daß etwas Großes und Schönes in seine Stadt komme.

Dieser Charakteristik wollen wir noch einige Maximen und Geheimsprüche zufügen, die wir in dem Gedenkbuche des Berliner Kindes finden:

Was Du nicht willst, daß man Dir thu',
Das füge kecklich Andern zu.

Geschmeidigkeit hilft durch das Land;
Ein Tölpel will quer durch die Wand.

Mit Anstand steh von fern,
Wenn zu Dir sprechen große Herr'n.
Hinter ihrem Rücken
Wird sie zu persifliren Dir glücken.

Glaub Niemand, glaub Dir selber nicht:
Der Mensch ist nicht bei sich, wenn er verspricht.

Weich' keinen Fingerbreit von Gottes Wegen ab;
(sondern gleich eine Handbreit, wenn sich's ungestraft thun läßt.)

Stolz mußt Du sein, das ist Dein Beruf;
Denn als sein Meisterstück Gott den Berliner schuf.

Was je die Welt gewußt, und gethan,
Das sieht der Berliner höhnend an.
Hätt' man durch ihn es lassen geschehn.
Da hätt' die Welt erst das Große gesehn.

Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden! — (allein wenn Du vorziehst nicht so sehr lang zu leben, was seine Unbequemlichkeiten hat, so kannst Du schon Deinem lieben Erzeuger hier und da einen kleinen Schabernack spielen, oder ihm eine kleine Wermuthpille eingeben.)

Nichts Besseres auf der Welt,
Als Frechheit, die sich stets oben erhält.

Wir schließen dieses Capitel, indem wir bemerken, daß Herr Kieselack ein solches Berliner Kind ist.

6.

Die Clubs und politischen Salons in Berlin.

Wir verlassen Herrn Kieselack, wir verlassen Helenen und den Handschuhfabrikanten, wir verlassen die beiden verfeindeten Geheimeräthinnen, um einen Blick auf die politische Lage zu werfen, in der sich Berlin befand in dem Moment, in welchem diese Erzählung spielt. Eine unbeschreibliche Aufregung beherrschte die Stadt. Es war so eben die Nachricht eingelaufen, daß die Reichsversammlung in Frankfurt einen deutschen Kaiser gewählt habe, und daß ihre Wahl auf die Person König Friedrich Wilhelm IV. gefallen. Alle Elemente der politischen Agitation waren durch diese Wahl in wirbelnde Bewegung gerathen. In die beiden Kammern, die noch tagten, hatte die Nachricht einen wahren Feuerbrand geschleu-

dert. Das Ministerium wurde mit Interpellationen und dringenden Anträgen „überschüttet" der Hof und der König wurden auf eine Weise beobachtet und ausgeforscht, die kein Mittel unversucht ließ. Alles vergebens: die Minister antworteten nicht, der König hüllte sich in ein undurchdringliches Schweigen, Niemand wußte, welcher Bescheid der Deputation werden würde, die fast schon vor den Thoren angelangt war, und jede Stunde in den Straßen sein konnte. Die Clubs debattirten: große Versammlungen waren in Folge des noch immer waltenden Belagerungszustandes verboten, allein man fand das Mittel, eine große Versammlung in eine Anzahl kleine aufzulösen. Diese gesonderten Theilchen flossen und flogen wie die Quecksilberkügelchen rasch wieder zusammen, wenn sich die Gelegenheit darbot. Man war immer beisammen, sollte man auch durch Straßen und Plätze getrennt sein.

Wir wollen, um die Farbe der politischen Agitation schärfer zu bezeichnen, einen Blick auf diese Clubs werfen, oder vielmehr auf diese politischen Salons.

Berlin hatte die Clubs in diesem Sinne, und in dieser Ausdehnung früher nicht gekannt. Vor etwa dreißig Jahren zurück hatte man in Berlin Salons,

die sich nach den Notabilitäten der Kunst und der Mode nannten. Man hatte Sonntag-Kränzchen, nicht nach dem Schlußtag der Woche so benannt, sondern nach der berühmten Prima Donna des Königstädter Theaters; man hatte einen Poeten-Club in der Weinhandlung von Lutter und Wegener, wo der Verfasser des „Kater Murr" seine rhapsodischen Dichtungen mittheilte und Ludwig Devrient nach jedem eraltirten Theaterabend noch seinen Freunden einen phantastischen Nachgenuß bereitete. Man hatte den Club der Dramatiker, oder die Mittwochgesellschaft, in welcher Ernst Raupach die Erstlinge seiner Muse vortrug, endlich hatte man auch einen Club der Stutzer, die „Veilchen-Gesellschaft," wo es Gesetz war, nur von „wohlduftenden" Gegenständen zu sprechen, zu welchen man die Frauen und die Gedichte zählte. Dann gab es einen Salon, wo die Mode-Philosophen oder vielmehr die Mode-Sophisten zusammenkamen, um über ein Kapitel der „Lucinde" stundenlange Abhandlungen zu sprechen oder vorzulesen. Es konnte dieser Salon seine Thätigkeit nur durch den Johannisberger Ausbruch und durch Sillery frisch erhalten. Die Mitglieder verirrten sich öfters in die Austernläden. Ihm direct entgegen in der Tendenz, aber nicht in der Neigung zu Austern

und Champagner war der Jockey-Club, wo über die Mecklenburger Pferde-Raçen debattirt, und die Tugenden des Hengstes „Prince royal“ und der Stute „belle Madelaine“ erörtert wurden. Auch diese Versammlung hatte ihre Reize, aber die Annehmlichkeiten eines andern Clubs waren schwer herauszufinden, dies war der Club, deren Mitglieder zusammenkamen, um über ein altdeutsches Zeitwort, oder über ein Fragment des Codex der Minnelieder zu debattiren. Doch auch einen solchen Club gab es.

Das Jahr 1848 erschien:

Und von allen jenen Clubs keine Spur mehr.

Dagegen gab es Salons:

Der „Rothen.“

Der „Blauen.“

Der „Weißen.“

Ehe wir an die Beschreibung dieser Clubs gehen, müssen wir noch einer Antiquität Erwähnung thun, eines antediluvianischen Clubs, eines Clubs, in dem ein verrotteter alter Liberalismus der zwanziger Jahre herrscht, und wo ein Kind, das berühmte „Kind,“ das uralte, aber immer noch alberne, immer noch kindische Kind den Vorsitz führt. Dieser schwache greisenhafte Club kokettirt mit dem modernen blutrothen und nestelt sich fest an die Berühmtheiten der

Barrikaden. Das „alte" Kind kann nichts weniger vertragen, als „vergessen" zu sein, darum wirbt diese greisenhafte Penelope „ohne Freier" noch immer liberale Gespinnste, zu welchen sie jeden schmutzigen Faden auf der Gasse auflies't. Sie hat unter ihren Gemächern melancholische Cabinette, wohinein sie arglose Knaben lockt, und sie dort mit den endlosen zähen Fäden ihrer Poesien umstrickt. Es sitzt, gleichsam verzaubert, in diesen Gemächern, manch wundersames Antlitz, uralte Forscher und Dichter, petrefakte Diplomaten, die vor undenklichen Zeiten sich einmal compromittirt haben, aber auch moderne Würdenträger und republikanische Agitatoren, und alles dieses summt und träumt von der neuesten blutrothen Republik, und von den vergessenen Studentenwirren auf der Wartburg, und dieses Mischmasch im Zauberkessel der alten kindischen Hekate nennt der Club Politik. Es ist gefährlich, dieser hektischen Versammlung nahe zu kommen. Die Luft hier hat etwas von der Atmosphäre Bedlam's.

Neben diesem senilen Salon, in welchem das moderne republikanische Blut in die pergamentnen Wangen morscher Lüge hineinspritzen muß, hat sich der blutrothe Club festgesetzt. Er verbirgt sorgfältig seine sehr grelle Färbung, aber durch die Unvorsich=

tigkeit einzelner Mitglieder wird sie immer wieder verrathen. Er hat directe Verbindungen mit den Blutrothen in Paris und aus ihm schöpfen die Oppositionsmänner der zweiten Kammer ihre Kräfte. Die Umsturzmänner vom Fach gehören hierher; die, die nicht mehr mit unfruchtbaren Theorien verkehren, sondern thatkräftig dem Bestehenden zu Leibe gehen. Hier wird nicht gefaselt, nicht getändelt, es giebt hier keine melancholischen Cabinette und keine alten Minnesänger, es giebt hier auch keine alten Kinder, sondern junge feurige Jüdinnen, aus deren dunkeln Augen der Atheismus und die cynische Ausgelassenheit sprühen. Hier ist alles verbannt, was Pietät heißt, Treue, Glauben, Rechtlichkeit. Diese neue Welt kennt nur den Genuß, und zu dem zu gelangen, ist ihr jedes Mittel recht. Sie zieht die Corruption in jeder Form und Gestalt zu sich heran. Ihr Motto ist der „lascive Egoismus," den sie die neue Lehre von der Freiheit der Völker nennt.

Zu dem Club der „Blauen" gehören die hoffnungsreichen politischen Schwärmer, die auf einem Beine stehen, die das andere gehoben haben, um es auf einen neuen Boden zu setzen, die aber diesen Boden nicht finden können. Sie machen wider Willen eine komische Figur. Zu ihnen gehören die

„rechtlichen" Männer, die mit den vorigen Zuständen gebrochen haben, allein noch zu keinem Verhältniß mit den neuen gelangen können, die in der Unschuld ihres Herzens oft „blutroth" stimmen, ohne es zu wollen und zu wissen. Hier sind die „Theorieen" noch in voller Geltung, und eine endlose Literatur häuft sich um die Sitzungssäle des Clubs an. In diesen Salons sind die schwarz-roth-goldene Fahne, die Einigung Deutschlands und der Constitutionalismus an der Tagesordnung. Man ist ganz „deutsch," und vermeidet jede Anlehnung an französische Muster. Aus diesen Salons versorgt sich die Linke und das Centrum der Kammern mit ihren Oppositions-Elementen.

Unter den Salons der „Weißen" befindet sich ein sehr alter, sehr gemüthlicher, sehr naiver und sehr liebenswürdiger Club; es ist dies die Versammlung der freiwilligen Jäger von 1813 und 1815. Hier ist die alte Treue und der alte, kernhafte, preußische Patriotismus zu Hause. Diese Männer, die einst in Pulverdampf gestanden, die Schlachten und Blut gesehen haben, sind jetzt friedliche Staatsbeamte geworden. Ihre Frauen, die Geliebten ihrer Jugend, sind mit ihnen gealtert, aber diese Frauen haben, grade wie die Männer, ein junges Herz im altern-

den Busen bewahrt. Auch sie glühen noch für die Zeit des Ruhms, für jene unaussprechlich herrlichen Tage des Sieges, der Befreiung des Vaterlandes aus schmachvollen Ketten. Daß sie den König lieben, daß sie sein Haus verehren, bedarf das einer Frage? Sie sind moralisch durch und durch, und sehen die Constitution wie eine Art verfänglichen Handel an, in den sich ganz unnützer Weise der Staat eingelassen. Für sie ist der König da, und immer wieder der König. Es ist rührend, wie diese alten „Treuen" ihre Erinnerungsfeste feiern. An solchen Tagen erwacht der alte freiwillige Jäger unter Pulverdampf und Schlachtenlärm. Seine Träume haben ihn auf das Schlachtfeld von Leipzig oder Belle Alliance geführt. Er hat den Jugendfreund, den guten Kameraden eben an seiner Seite fallen sehen — nun kehrt er heim, und an der Schwelle seines Vaterhauses tritt *sie* ihm entgegen, die Liebliche, die Blühende, die Schöne, und mit ihr kommen die greisen Eltern, und Blumengewinde und Eichenlaub umschlingen das glückliche Paar. Und siehe, der alte Träumer sieht die Thür sich öffnen, und wieder ist *sie* es, die ihm an diesem Tage entgegentritt, aber es ist ein Mütterchen, im Hauskleide, im Häubchen, und auf dem Caffeeteller, auf dem die heiße Morgen-

tasse schwankt, liegt ein kleiner verdorrter Lorbeerzweig — von damals! Aber der alte Freiwillige freut sich doch. Er nimmt den Zweig, küßt ihn, und legt mit dankbarer Rührung dieses Vermächtniß seiner schönen Jugend vor das Bild des dahingeschiedenen, inniggeliebten Königs.

So denken, so fühlen diese alten Freiwilligen.

Ist's da noch nöthig hinzuzufügen, daß sie zur conservativen Partei gehören?

Nicht ganz so weiß, aber noch immer zu den „Weißen" gehörend, ist der Club der Männer, die von der Menge „die Reactionäre" gescholten werden. Es sind redliche Kräfte, die mit aller Anstrengung den Wagen des Staats von einer Bahn ablenken wollen, die sie für eine irreleitende halten. Sie sind fromm, wahrhaft fromm, und wollen die Religion wieder in ihre Kraft, den Staat wieder in seine Würde eingesetzt sehen. Mit großer Erbitterung treten sie den „Rothen," aber mit noch größerer den „Blauen" entgegen, denn Jene sind ihnen offene, also minder gefährliche Feinde, diese erscheinen ihnen als heimliche Buhler mit dem Umsturz und der Anarchie. Es ist in ihrer Ansicht kein anderes Rettungs-Mittel möglich, als die absolute Monarchie wieder in ihr volles Recht einzuführen, und sie setzen auf

einen edlen Fürstenstamm, auf ein gebildetes und mit den Forderungen der Zeit vertrautes Volk die feste Zuversicht, daß auch ohne die kostspieligen Experimente mit neuen, aus der Fremde adoptirten Formen, der Staat blühen und groß bleiben werde. Sie ertragen den Haß des Pöbels geduldig und gehen in stiller Beharrlichkeit auf ihrem Wege vorwärts. —

Hier haben wir nun die politischen Clubs und Salons von Berlin zu Anfang des Jahres 1849.

Alle diese Clubs bewegte am 2. April nur eine Frage:

„Wird er sie annehmen, oder nicht?"

— Nämlich die deutsche Kaiserkrone. —

7.

Die Wohnung des furchtsamen Herrn.

Nachdem wir dem Leser einen Blick auf die äußere Gestaltung des Lebens der großen Stadt gegeben, führen wir ihn wieder, um den Faden unserer Erzählung nicht zu verlieren, in den engen Kreis der Privatinteressen unserer mitspielenden Personen zurück, und zwar in das Haus des Handschuhfabrikanten.

Wir befinden uns noch nicht am zweiten April, wir befinden uns noch im März, obgleich schon am Ende desselben. Acht Tage sind vergangen, seitdem sich Herr Kieselack an dem Fenster des Arbeitsladens hat sehen lassen, und Helene ist schon um Vieles vertrauter mit ihren neuen Hausgenossen geworden. Sie hat sogar die Bekanntschaft des „furchtsamen" Herrn gemacht, der sie eingeladen hat, ihn und seine alte Haushälterin zu besuchen. An einem besonders

stillen Nachmittage — wie geräuschvoll war der März des vorigen Jahres! — stieg Helene die sauber gehaltene Treppe hinauf, und langte vor der Thür an, wo auf einer Messingplatte die Worte standen: „Karcher — Kupferstecher.“ Sie zog an der Klingel, und Frau Gertrud — die freundliche Alte in dem reinlichen Anzuge — öffnete.

„Ach, liebes Fräulein!“ rief sie, indem sie treuherzig Helenen's Hand ergriff, und sie drückte — „wie groß ist die Freude, die Sie uns machen, indem Sie Ihr Versprechen halten, und nun endlich kommen. Wie ich so leise klingeln hörte, so dachte ich schon — ach, das ist gewiß Jemand, der meinem Herrn in Liebe und Güte naht, und seine Schwächen kennt. Ein Fremder hätte stärker angezogen, und dadurch gezeigt, daß er nicht weiß, oder nicht wissen will, wie lästig meinem Herrn eine barsch angezogene Klingel in's Ohr tönt. Nun, Liebe, setzen Sie sich hierher, zu dieser Kupferstich-Mappe, ich gehe und sage Herrn Karcher, daß Sie da sind.“

Sie trippelte fort, und Helene blieb auf wenige Augenblicke allein. Sie sah die Räumlichkeit an, und Alles, worauf ihr Blick fiel, nöthigte ihr ein Wohlgefallen ab; es war, ohne daß sie sich dies sogleich klar zu machen wußte, der Geist der Ord-

nung, des stillen und redlichen Fleißes, des Friedens, der hier aus jedem, auch noch so geringfügigen Umstande in der Zusammenstellung der Außendinge sich aussprach. Des Künstlers eigne Arbeiten, in zahllose kleine Rähmchen und Bildergruppen zerstreut, bedeckten die Wände. Es waren offenbar Jugendarbeiten; denn auf manchen dieser Blätter waren Bemerkungen mit Rothstift angeschrieben, die ein schon entfernt liegendes Jahr angaben. Ein Tischchen mit Mosaikarbeit auf einer Platte enthielt ein alterthümliches Caffeeservice, vielleicht das Geschenk eines Kunstfreundes, oder ein Andenken aus dem Elternhause. Tassen und Tisch waren so glatt und glänzend gereinigt, daß der Strahl der Nachmittagssonne, der sich eben durch die rothen Vorhänge Bahn brach, in Farben und Goldglanz erglühte. In der aufgeschlagenen Mappe traf Helene sogleich auf ein, ihr wohlbekanntes Bildniß. Sie betrachtete es noch, als ihr Wirth eintrat und sie begrüßte.

Der „furchtsame" Herr war ein Mann nahe den Funfzigen; aber durch ein fortgesetztes Stubenleben und durch anstrengende Arbeit so mitgenommen, daß er weit älter aussah. Er hatte nur weniges, graues Haar, und trug ein Käppchen, das ihn gar gut kleidete. Der grüne Sammet machte das blasse Ge-

sicht zwar noch blasser, aber zu den großen, licht-braunen Augen, und der schönen, gewölbten Stirn, gab er doch einen anmuthigen Schein, gleichsam als läge ein beständiger, grüner Waldschatten auf diesen lieben Zügen. Auffallend, und zu diesem Gesichte eigentlich gar nicht gehörend, war ein starker, grau und schwarz gemischter Bart, der das Kinn und einen Theil des Mundes einhüllte. Aber in dieser Zeit der Bärte, hatte der furchtsame Herr nicht vermeiden können, auch sich diese heroische Zierde anzulegen, obgleich ihm nichts verhaßter war, als grade dieser Anwuchs zu seiner sonstigen Persönlichkeit, und er mit seinem eignen Barte in einem ewigen Hader und Krieg lebte. Es ging dieser Krieg so weit, daß er sogar seit Monaten nicht mehr in den Spiegel geblickt hatte, nur um seinem eignen Barte nicht zu begegnen, dessen Anblick ihm immer ein kleines Frösteln verursachte. „Aber sie schlagen mich todt, wenn ich keinen Bart habe," pflegte er wehklagend zu Gertrud zu sagen; „das ist das Einzige, womit ich diesen Vandalen, diesen Baschkiren noch imponiren kann. —"

Herr Karcher fragte seinen jungen Gast freudig, weshalb sie jenes Bildniß so beschäftige. Und He-

lene erwiederte ihm, daß es das Bild ihres Oheims, mütterlicher Seite, sei.

„Da wünsche ich Glück, mein liebes Fräulein!" rief der Kupferstecher freudig überrascht. „Sie haben da einen berühmten Mann, einen Gelehrten und Schriftsteller von ganz besonderem Rufe zu Ihrem nahen Verwandten."

„Ich habe ihn jedoch nur wenig kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt," sagte das junge Mädchen schüchtern und traurig. „Er lebte mit meinem Vater in Unfrieden, so wie denn überhaupt in meinem armen Elternhause die Entzweiung und der Zwist gleichsam ihr Lager aufgeschlagen hatten. Nie ist gewiß eine Familie in dieser Beziehung so unglücklich gewesen, als die meinige es war, und noch ist. Denn selbst über das Meer hinüber weiß die Verfolgung sich Bahn zu brechen."

„O ja, gewiß! Sicherlich! Der Haß der Menschen hat die erste Brücke erfunden; nicht die Liebe. Davon bin ich überzeugt. Hab' ich erst einen Feind, dann bin ich sicher, daß ich nicht vergessen werde."

„Mein Gott, welch' eine betrübende Erfahrung ist dies!"

„Für uns nicht," sagte der Mann mit einem ganz besonders freundlichen und tröstenden Zug im

Gesichte. „Für uns nicht; denn wir haben keine Feinde. Sie sehen mir wenigstens nicht so aus, mein liebes Kind, als hätten Sie welche. Im Gegentheile, man sieht Ihnen an, daß Sie die Gabe haben, sich schnell Freunde zu erwerben, und so haben Sie sich denn auch mich erworben, obgleich ich Sie erst sehr kurze Zeit kenne, und unglaublich schwer dazu zu bringen bin, neue Bekanntschaften zu machen."

Helene drückte ihm herzlich die Hand.

„Ihre Eltern müssen wackere Menschen sein," hub er wieder an, indem er die Hand noch in der seinigen behielt; „sie müssen Sie offen, frei und nicht in der Furcht der Menschen erzogen haben, sonst könnten Sie nicht so sein, wie Sie sind."

„Mein Vater ist ein edler Mann," sagte Helene mit tiefer Rührung in der Stimme.

„Gott segne ihn!" sagte der alte Herr.

„Ja, Gott segne ihn!" wiederholte die Tochter innig.

Der Ton des herzlichen Vertrauens war einmal angeschlagen. Die offne und freie Mittheilung nahm ihren Gang. Helene theilte ihrem neuen Vertrauten die wenig erfreuliche Geschichte ihres Hauses mit.

„Das Erbe meines Großvaters, der angesehener Rathsherr in Cöln war, bestand in einem recht an-

sehnlichen Vermögen, das zwei Söhne unter sich theilten. Mein Vater gerieth schon damals mit seinem jüngern Bruder in Streit. Er war es, der edelmüthig nachgab, und das größere Besitzthum Jenem überließ. Undank war sein Lohn. Mein Onkel, der sich hat adeln lassen, und ein großes Haus macht, hat sich nie um uns bekümmert. Mein Vater, an den schönen Ufern des Rheins aufgewachsen, befreundet mit den freien Institutionen jener glücklichen Provinzen, sah frühzeitig die feurigen Ideen von einer nahe bevorstehenden, glücklichen Aenderung und Umgestaltung des politischen Lebens der Völker ein. Er betheiligte sich bei einem Journal, das diese politische Färbung hatte. Man las seine Aufsätze damals mit Enthusiasmus, ohne daß man den Verfasser kannte; denn mein Vater, von dem Grundsatze ausgehend, daß die Sache wirken müsse, nicht der Name, hielt sich in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Später haben seine Feinde Mittel gefunden, den Edlen zu zwingen, aus diesem Dunkel hervorzutreten, um seine Brust ihren vergifteten Pfeilen bloß zu stellen. Um ihn zu tödten, nicht, um ihn mit Ehrenlaub zu kränzen, wie er es verdient hätte, lockten sie ihn hervor. Die Bewegungen des Frühlings des vorigen Jahres begannen. Einer der ersten Minister, die an das Ru-

der berufen wurden, war ein Freund und Gesinnungsgenosse meines Vaters. Mein Vater hatte die Ehre und die Genugthuung, diesem Edlen vereint zu bleiben, und in seiner unmittelbaren Nähe zu wirken. Es gehörte Muth dazu, der fanatisirten Masse damals entgegenzutreten; das Ministerium Camphausen besaß diesen Muth. Die erste und wichtigste Aufgabe war, einem edlen Prinzen, dem eine bethörte Bevölkerung ungerecht, eine Kränkung zugefügt, Genugthuung zu verschaffen, und in die brausende Hauptstadt warf der kühne Minister jenes Manifest, das die Zurückberufung des Prinzen beantragte. Mein Vater hatte auf das Thätigste dazu gerathen. Voll Pietät für das Königshaus sah er mit Schmerz die Kluft sich immer weiter spalten, die die unselige Verwirrung jener Tage geöffnet hatte. Es mußte dem gesteuert werden. Die brave That der wenigen, vereinzelten Männer trug ihre Früchte. Der Prinz erschien wieder in unsern Mauern, und mein Vater — versteckt und unerkannt; denn er haßte nichts so sehr, als öffentliche Demonstrationen — begrüßte ihn, als er am damaligen Versammlungshause der Volksvertreter, der Singakademie, aus dem Wagen stieg, mit einer Thräne des Willkommens und der Freude. Später gab sich mein Vater den grenzenlosesten Hoff-

nungen für die Einigung Deutschlands hin. Die Particularinteressen seines preußischen Vaterlands entschwanden seinen Augen, er sah nur das „einige, große, freie Deutschland," eine imposante Staatenverbrüderung, die geschaffen war, Europa einst Gesetze vorzuschreiben. Er hatte in seiner Jugend viel gereiset; er hatte Deutschland nach allen Richtungen hin kennen gelernt, über den Ursprung und das Wesen der einzelnen Stämme hatte er geforscht, und die Resultate aller seiner Forschungen waren in einem Punkt zusammengelaufen, nämlich in der Ueberzeugung: Deutschland könne nicht allein, sondern es müsse zur kräftigsten Einigung gelangen. Ich will nicht untersuchen, in wie fern er Recht hatte, er ist mein Vater, ich kenne ihn als einen edlen Mann, wie gerne will ich daher glauben, daß diese Gebilde der Zukunft, wie er sie sah, und wie er sie zu realisiren strebte, die wirklichen, schönen Verheißungen des Genius unsres gemeinsamen Vaterlands seien. Eine andere Ansicht machte sich jedoch geltend. Man nannte Schwärmerei, man nannte sogar Verbrechen, wofür mein Vater glühte. Er kam immer mehr, selbst mit seinen besten Freunden, in Conflict. Dies verbitterte sein Leben. Dazu erlitt er in seinem Geschäfte Verluste über Verluste. „Man sehe den Poli=

tiker, man sehe den Demokraten!" riefen seine Feinde, „er versäumt in seinem eignen Hause die Ordnung zu halten, die er dem Staate aufdringen will." Wie ungerecht war diese feige Anklage. Nie war wohl ein thätigerer Arbeiter zu finden, als grade er es war, und doppelt es war in jener hart drängenden und bedrängten Zeit. Er schaffte unermüdlich, und selten erlosch vor zwei, drei Uhr Morgens die einsame Lampe in seinem Comptoir. O, ich saß oft auf meinem Lager mit Thränen, wenn sich der Lichtschein über den Gang hinüber, auf der Wand über meinem Bette malte, und ich bedachte, daß eine der trefflichsten Naturen, die Gott schuf, sich in vergeblichen Mühen und in einem grausamen Kampfe mit der Welt aufrieb. Ich litt unsäglich. Ich liebte meinen Vater grenzenlos. Endlich schlug die Entscheidungsstunde. Ich will nicht grade, und es kommt mir auch nicht zu, die Schritte der Regierung bezeichnen, die meinem Vater den letzten Strahl der Hoffnung raubten, und seinen Muth knickten. Die Folgezeit hat bewiesen, daß die Regierung großes, schweres Unheil glücklich verhütete. Ueber unser Haus war jedoch der Stab gebrochen. Mein Vater sah über sich und die Seinigen die Verfolgung hereinbrechen, und er trachtete, sich ihr rasch zu entziehen.

Als ich eines Morgens zu ihm trat, um, wie es gebräuchlich in unserm Hause war, ihm die Hand zum Morgengruße zu küssen, sah ich Thränen in seinem Auge, und er zeigte mir einen Brief, in welchem ihm angezeigt wurde, daß ein Platz für ihn und die Seinen bestellt sei, und zu welcher Zeit das Schiff abgehen werde. Ich sank in die Kniee und verhüllte mein, in zahllosen Thränen gebadetes Antlitz. Er ahnete, daß ich unter diesen Seinen, die mit ihm über's Meer schifften, nicht sein würde. Mich hielt ein heiliges Gelöbniß, und dieses, mein Wort, hatte ich erst wenige Tage vorher gegeben. Welch' eine Stunde war das! Wie standen sich Vater und Tochter gegenüber! Nie werde ich diese Augenblicke vergessen. Er war die Liebe, die Nachsicht, die Erbarmung selbst. Du weißt, sagte er gütig, aber sehr erregt, daß Deine Mutter, und mehr noch Deine Brüder, Deine Wahl verdammen. Du liebst einen Mann, der unserer Partei geradezu schroff entgegensteht: es ist ein Aristokrat und ein preußischer Patriot im exclusivesten Sinne. Meine Freunde und ich haben keine entschiedeneren Widersacher als grade diese Männer, die systematisch allen unsern Plänen entgegenarbeiten, weil sie nichts als Verrätherei, Treubruch, im gelindesten Sinne wenigstens eine unpatriotische Bekämpfung

der wahren Größe und der wahren Interessen des Vaterlands in unsrem Wirken sehen. Der Himmel weiß, wie sehr sie uns Unrecht thun, allein die Zeit ist nicht danach, daß sie ruhig sondert und unparteiisch richtet. Wir, die wir reinen Willens sind, müssen leiden unter der Nichtswürdigkeit unserer Bundesgenossen, des rohen Pöbelhaufens aller Stände, die unsere Tendenzen als Maske vornehmend, allerdings auf den Umsturz jeder Ordnung und jedes Gesetzes hinarbeiten. Aber können wir wenigen Männer des wahren Glaubens dies hindern? Die Eltern des jungen Mannes werden es nie zugeben, daß er Dich, die Demokratin, in ihr Haus einführe. Bedenke das wohl. Wenn Du Deine Eltern ziehen läßt, die natürlichen Stützen und Vertheidiger Deiner Unerfahrenheit und Schwäche, und Du wählst Dir einen Mann, der vielleicht nicht den Muth, wenn auch den Willen hat, unsre Stelle einzunehmen, was wird dann Dein Loos sein? — Vater, rief ich, frage nicht — ich liebe! Hier ist meine Stelle, und ich kann Dir nicht folgen. — So sei's! entgegnete er, so bleibe. Mein Herz besitzest Du, wo Du auch sein magst, und den Segen eines Vaters scheidet kein Meer von dem Haupte, auf dem er niederzusinken bestimmt ist. Ich kniecte vor ihm, und

er legte seine Hand auf mich. Wir beteten zusammen zu dem Lenker und Ordner aller Schicksale der Sterblichen. Später entschied es sich, daß mein ältester Bruder ebenfalls zurückblieb. Doch er, der zu meinem Beschützer erlesen ward, ist mein erbittertster und hartnäckigster Verfolger. So groß und edel mein Vater dachte, so würdevoll er die Verhältnisse auffaßte, und immer geneigt, sich Unrecht, Andern Recht zu geben, so — ich muß es mit tiefem Schmerz sagen — kleinlich und persönlich giebt sich mein Bruder zu erkennen. Er wüthet gegen mich, und meine Neigung, und im wahren Sinne des Worts muß ich gegen ihn „beschützt" werden. Und dies ist der Grund, weshalb ich für's Erste in diesem Hause eine Stätte mir gesucht habe, nicht in Gesellschaft der Verwandten meines Vaters, bei der zu wohnen, ich anfangs bestimmt war. Auch Robert weiß nicht, wo ich mich befinde, und er soll es für jetzt auch nicht erfahren. Nur, daß ich die Stadt nicht verlassen habe, weiß er."

Das junge Mädchen hatte sich fast außer Athem gesprochen, so lebhaft wurde zuletzt ihre Rede, und sie wiederholte in großer Leidenschaftlichkeit, und gleichsam zu sich selbst sprechend: „Nur, daß ich die

Stadt nicht verlassen habe, weiß er! Das mußte er wissen! Ja — das weiß er auch."

„Nur Ruhe! mein liebes, bestes Fräulein;" sagte der freundliche Mann, und legte sanft die äußersten Fingerspitzen auf ihren Arm. „Nur Ruhe!"

„Sie haben Recht," sagte Helene erröthend. „Aber es ist so wohlthuend, und verführt so leicht zum Plaudern, wenn man Jemand findet, dem man vertraut."

„Daß Sie mir vertrauen, liebe Seele, ist mir ein wahres Geschenk des Himmels. Mir, den Sie doch noch so wenig kennen. Lassen Sie uns denn hübsch beisammen wohnen, und herzlich mit einander es gut meinen. In einer Zeit, wo grausame Zwiste im Schooße der Familien ausbrechen, wo sich alle Freunde und Genossen trennen, da ist's denn wieder — gleichsam um dem Uebel seine Schärfe zu nehmen — unsrem Herzen leicht, sich aufzuschließen, und dadurch neue Freunde und Genossen zu finden. Wir, zum Beispiel, hätten uns nie gefunden, wenn diese großen Ereignisse nicht stattgefunden. Denn, was in der Welt hätte Sie, eine junge Dame — in das Zimmer eines Kupferstechers geführt?"

Helene dankte dem Manne, und versprach öfters hinaufzukommen.

Wie sie unten dem Laden sich näherte, sah sie denselben jungen, blonden Mann, dessen Anblick ihr schon bereits einmal lästig geworden, in dem halbrunden Fenster hineinlehnen, und Herrn Piersig einige Fragen thun. Sie blieb unbemerkt stehen, und hörte Jenen die Worte ausstoßen:

„Aber sie muß doch zu irgend einem Zwecke hier sein? Warum war sie denn früher nicht hier? Ist sie eine Nähmamsell, und hilft sie Ihnen bei der miserablen Arbeit, die hier zu Tage gefördert wird?“

„Herr Kieselack, wenn Sie gütigst erlauben, ich kann auf keine dieser Fragen antworten.“

„Weshalb denn nicht? Ich habe Ihnen gesagt, daß ich von jetzt an alle Tage kommen werde, bis ich erfahre, wer das Mädchen ist.“

„Sie werden machen, daß sie gar nicht mehr in den Laden kommt.“

„Narrheit! Geben Sie ihr diesen Ducaten, und sagen Sie ihr, daß ich heute Nachmittag kommen werde, um sie nach Schöneberg abzuholen.“

„Ach, Herr Kieselack! Nicht daran zu denken! Sie fährt nicht mit. Ich sage Ihnen ja, es ist ein ganz vornehmes Mädchen.“

„Vornehmes Mädchen! Und wohnt bei Ihnen! Nun, wissen Sie was — geben sie ihr für's Erste

diesen Brief. Er war zwar für Jemand Anders bestimmt, allein er paßt auch für sie. Und den Ducaten behalten Sie für sich. Haben Sie verstanden, altes Lederungeheuer?"

„Vollkommen. Aber, Herr Kieselack, ich nehme keinen Brief und nehme auch kein Geld. Die junge Dame ist uns anvertraut, ganz besonders anvertraut — und ich — verstehen Sie, Herr Kieselack, bin ein alter Husar und hab' Ehre im Leibe."

„Ei, Potztausend! Das hab' ich nicht gewußt. Bitte tausendmal um Entschuldigung."

„Hat nichts zu sagen. Es soll mir lieb sein, wenn ich Ihnen anders dienen kann."

„Alter Narr! —"

Damit verschwand der Blondkopf. Herr Piersig murmelte vor sich hin: „Ist mir doch der Bursche gestern begegnet mit einer brandfeuerrothen Kokarde, und kam aus einer Gesellschaft, in der wahre Teufelsbraten mit einander consultirten! Und nun will er mir hier in meine Wirthschaft hineinschnüffeln! Halt! Basta! Wird nichts gereicht! Der Ducaten wäre mir zwar sehr lieb gewesen, an und für sich und als simpler Ducaten, denn ich muß meinem alten Freunde sein saures Bier auch heute wieder schul-

dig bleiben — aber solchergestalt und in dieser Weise — nein! — Kanter, mein Sohn, leg' einmal Dein Zeitungsblatt weg; ich versichere Dich, Fräulein Adelaide Pirlicke wird's nicht erfahren, daß Du Dich so angelegentlich um ihre Vermählung bemühst, und der Herr Kodsack wird sich nicht bewogen fühlen, aus diesem Grunde bei mir seine alten Handschuhe waschen zu lassen. — Teufel, was der Junge wieder für eine modrige Luft im Laden fabrizirt. Steh' auf, Kanter, stell Dich etwas in den Zug, ich werde die gegenüberstehende Thür aufmachen. — So, mein Söhnchen! Nun wende Dich nach allen Seiten. Jetzt kannst Du Dich wieder setzen. — He! was willst Du denn? Warum reißt Du das Maul auf? Ach, ich verstehe, da gehen ein Paar Demokraten, und Du willst, daß ich Dir die Mütze mit der deutschen Kokarde aufstülpe! Gut, mein Söhnchen! Die Mutter hat Dich trefflich instruirt. Wahrhaftig, die Herren kommen näher, und wollen etwas handeln. Du bist ein guter Lockvogel, Kanterchen! Aber nein, die Herren gehen vorbei, und — da kommt der Präsident aus dem Preußenverein. — Na, na, zapple nur nicht so, ich weiß schon, was zu thun ist — da ist die Mütze mit der schwarz-weißen Kokarde! Gut, und die andre unter den Tisch!

So — so! — Ach, der Präsident sieht Deinen großen Wasserkopf mit der ungeheuren Mütze mit Vergnügen. Er kommt heran."

„Schönen guten Tag, Herr Präsident."

8.

Herr von Ruborn.

Es war in den spätern Abendstunden, als eine kleine Gesellschaft sich bei Herrn von Ruborn versammelt hielt. Vier ältere Herren saßen am Kamin, dessen Flamme in dieser Jahreszeit, es war der letzte März — noch ein Bedürfniß war, ein paar jüngere Männer hielten sich in der Tiefe des Zimmers bei einem leise geführten Gespräch zusammen, und zwei Frauen saßen, schon im Hut, denn sie wollten eben in die Oper fahren, allein die Unterhaltung der vier Herren am Kamin machte, daß sie von Minute zu Minute, von einer Viertelstunde zur andern zögerten, an einem der Mittelfenster des Salons. Es herrschte ein Dämmerlicht im Zimmer, verbreitet von einer Lampe, die von einem Schirm verdeckt war, und auf einem Marmortisch am entfernten

Spiegel stand. Leise kamen die Diener, um die Tassen des eben genossenen Kaffees fortzutragen.

Von den vier Herren waren der eine ein eben regierender Minister, ein zweiter ein gewesener, ein dritter war der Gesandte einer ausländischen Macht, und der vierte war der Herr v. Ruborn ein Mann von vierzig Jahren, ernst, trocken, schweigsam, in vielfachen Staatsgeschäften früher beschäftigt, jetzt aber auf kurze Zeit in einen selbst gewählten Ruhestand eingetreten.

Es ward von den jüngsten Reden in der zweiten Kammer gesprochen, namentlich von der leidenschaftlichen phantastischen Improvisation des Herrn von Vincke, die dieser gerade in einer der letztern Sitzungen zu Tage gefördert, und in welcher dem Ministerium der Vorwurf gemacht wurde, sich der deutschen Sache entzogen zu haben, oder wenigstens willens zu sein, sich zu entziehen. Diese Interpellation war das Gespräch des Tages. Die Stadt befand sich in Aufregung, man gab Vincke Recht, man tadelte das Ministerium, man wollte stürmend ans Ziel.

Der Gesandte der fremden Macht hatte so eben einzelne Bemerkungen gemacht, die dieser Ansicht der Menge entsprachen. Der Minister, der vom Ruder

gekommen war, gab ihm Recht, der Minister, der noch am Ruder war, gab ihm Unrecht.

Endlich erhob sich die tönende, tiefe und markvolle Stimme des Herrn des Hauses.

„Sie sagen,“ hob er an, und um den scharfgeschnittenen Mund mit den dünnen Lippen zuckte etwas wie ein Lächeln, „daß Preußen zurückbleibe,“ und doch ist grade Preußen bis jetzt der einzige Staat, der wahrhaft vorwärts gegangen. Ich verstehe unter „vorwärtsgehen,“ ein Gehen, wo man nicht gezwungen ist, wieder zwei Schritte feig zurück zu gehen, wenn man überkeck einen vorwärts gemacht. Nennen Sie mir die Opfer, die das übrige Deutschland gebracht? Ich bin begierig sie kennen zu lernen. Preußen hat — und zwar schon lange vor dem Revolutionsjahr 1848 Deutschland zur größern Einigung, als der Bundestag sie gab, führen wollen, allein es wurde von Oesterreich — nicht unmittelbar, ich will's gestehen, allein mittelbar zurückgehalten. Wir sind es gewesen, die den Zollverband durchsetzten, wir, die eine Menge freierer Institutionen immer wieder in Anregung brachten, endlich war es Preußens König, der sich kühn für die neue Bewegung erklärte. Preußische Heere waren es, die für ein Prinzip, das der Legitimität und den dynastischen Interessen wahrhaftig

nicht dient, im Norden sich schlugen. Preußisches Geld war es, das die National-Versammlung, die in ihrem Innern gegen Preußen kabalisirte und conspirirte, in Frankfurt unterhielt, und endlich sind's wieder Preußens Heere, die augenblicklich bereit stehen, die gefährdeten Regierungen Deutschlands von ihren Drängern zu befreien. Was hat Oesterreich für den engern Bund gethan, was für den Krieg in Schleswig? Hat es Deutschland seine Flotten gegeben, hat es Geld und Streitkräfte geopfert? Es hat nichts weiter gethan als zugegeben, daß ein Prinz seines Hauses an die Spitze der Centralgewalt erhoben werde, dieselbe Centralgewalt, die offenkundig gegen uns ist, nicht für uns, die jetzt uns heuchlerisch eine Kaiserkrone zu bieten kommt, welche, wenn wir sie annähmen, uns sicher in's Verderben stürzte. Und dies, meine Herren, nennen Sie noch keine Opfer von Preußens Seite? Dies noch keine Thätigkeit, um das Einigungswerk zu Stande zu bringen? Wahrlich, es ist Zeit, daß wir jetzt sprechen: Halt, nicht weiter! Wir haben euch gezeigt, daß wir zu euch stehen, nun zeigt uns, daß ihr es anerkennt, daß ihr wißt, was ihr an uns habt."

„O, und das seh ich kommen!" rief der am Ruder befindliche Minister. „Wir werden und müssen

jetzt hervortreten mit dem, was wir für so viel Opfer fordern dürfen."

„Gott gebe, daß man damit hervortrete!" rief Ruborn. „Zeit wär's."

„Und was wär' es, was Sie fordern könnten?" fragte der Gesandte der fremden Macht.

„Daß wir es sind — ich sage wir, von denen Deutschland seine Verfassung erhält," entgegnete der Minister.

„Oh" — rief der Gesandte, und warf sich in die Lehne seines Sessels zurück. „Das heißt im Styl Friedrich des Großen gesprochen!

Gut, wir sind auch seine Erben.

Aber wo bleiben die humanen Zwecke, die Volkssouveränetät? die Einheit? Wie kann man hoffen, daß die Wege wieder verlassen werden, die einmal eingeschlagen worden sind.

Die Wege sind schon verlassen."

„Bleiben wir beim Gegenstand," hub Herr von Ruborn wieder an. „Man sagt uns, das Land will und hofft, daß der König die Kaiserwahl annehme. Die Radikalen in den Kammern drohen uns, daß die Rheinprovinzen abfallen, wenn es nicht geschehe, man sagt uns, daß wir die Sympathien von ganz Deutschland verlören, wenn wir Anstand

nähmen. Nun wohl — sei es! Ich glaub' es nicht — allein möglich wär' es, die Provinzen fielen ab, wir werden sie wieder zu erobern wissen, sei es — daß die öffentliche Meinung in Deutschland sich gegen uns erklärte — sie hat es schon jetzt gethan — allein was ist damit geschehen? Haben wir nicht gesehen, daß öffentliche Meinungen sich wie abgefallene Provinzen neu erobern lassen? Ich spreche nur von möglichen Fällen; allein ein ganz gewisser, unausweichbarer Fall wäre der Sturz unsers schönen, ruhmvollen Vaterlands, wenn wirklich der König schwach genug wäre, diese Frankfurter Krone anzunehmen. Ich will damit keinen absoluten Tadel gegen diese Krone aussprechen. Es sitzen Männer in jener Versammlung, denen man zwar nicht Urtheil und staatsmännischen Blick, aber doch guten Willen zutrauen mag, aber bei alledem sind sie die Träger einer Bewegung, die Preußen, so wie es in Wahrheit ist und Deutschland gegenüber dasteht, nur verderblich sein kann. Preußen ist groß durch seine Dynastie und sein Heer. Deutschland, Oesterreich ausgenommen, kennt fast keine Dynastien und keine Heere mehr. Das monarchische Prinzip, wo es nicht geradezu unterwühlt ist, ist schwach vertreten. Preußen soll also gerade

das hingeben, wodurch es stark ist, um — Deutschland dadurch noch nicht stark zu machen. Deutlich sticht also die Absicht hervor, daß Preußen geschwächt werden soll. Einen andern Zweck hat auch diese auf dem Wege hierher befindliche Kaiserkrone nicht. Ein deutscher Kaiser mit einem Reichsrath umgeben, der nach der allgemeinen Kopfzahl-Wahl gewählt worden, und dann noch mit einem suspensiven Veto, ist nichs anders als eine Puppe, die an den Fäden der Revolution hängt, welche sie die ihr zusagenden Bewegungen machen läßt. Preußen hat bis jetzt großmüthig Deutschland geholfen, es tritt zurück, wenn es nicht mehr will — dann aber würde Niemand nach seinem Willen fragen. Ohnmächtig, um seine Existenz gebracht, als großer geschichtlicher Staat vernichtet, würde es der Diener aller kleinen Herren sein, die da Lust hätten ihm Befehle zu ertheilen."

„Um Gotteswillen!" rief der Minister. „Da würde doch eher der Himmel zusammenstürzen, ehe das geschähe. Ach, wir sind immer viel zu gefällig gewesen. Und dieses Oesterreich, dieses Bayern — wie dankt es uns! Wer hätte es uns wehren wollen, wenn wir à la Frédéric le Grand Oesterreichs Calamitäten benutzend uns einige hübsche Provinzen mit dem Säbel abgeschnitten hätten."

„Still, nichts davon,“ sagte Ruborn. „Wir leben im neunzehnten Jahrhundert. Das Prinzip der Ehrenhaftigkeit herrscht auf den Thronen.“

Der Gesandte lächelte. „In wiefern die Fürsten das Prinzip der Rechtlichkeit, so wie wir es als Privatmänner befolgen, zu berücksichtigen haben, wäre noch zu fragen,“ sagte er zögernd. „Wenn der König die Krone annähme, die Verfassung Verfassung sein ließe, sich recht fest auf dem neuen Throne zurechtsetzte und dann rechts und links das einige Deutschland unter den eisernsten absolutistischen Scepter brächte, dabei aber immer auf seine Größe und seinen nationalen Stolz gegenüber dem Auslande bedacht, — so wäre das am Ende gerade der Mann, den wir suchen.“

Die Damen am Fenster konnten sich nicht enthalten, laute Zeichen des Beifalls zu geben.

„Ich weiß,“ hub Herr von Ruborn an, „ich weiß, daß eine solche Ansicht in gewissen Zirkeln verbreitet ist, und daß man darum gerade von dort her am eifrigsten zur Annahme der Krone räth; allein Friedrich Wilhelm ist ein Ehrenmann.“

Ein Laut, der so klang wie ungefähr in Worte übersetzt: „Wie schade!“ — tönte vom Fenster her, und der Gesandte lächelte, indem er seinen schönen

schwarzen Bart durch die feinen, zartgeformten Finger gleiten ließ.

„O nur ein Napoleon! ein Napoleon!" tönte es vom Fenster her.

„Und was würde uns der nützen?" sagte der Herr v. Ruborn. „Wir befinden uns inmitten einer kriegerischen, ehrenhaften Nation, und ihr moralisches Uebergewicht über das demoralisirte übrige Deutschland wird Preußen zu dem Napoleon der Neuzeit machen. Nicht der König allein — so wie denn heutzutage Fürsten allein nicht mehr entscheidend wirken — sein Volk wird siegen. Preußen wird der Retter deutscher Ehre sein."

„Hat Ihr Fürst," hub der Gesandte an, „sich nicht zuerst für diese drei Farben, die uns jetzt in so manche Verlegenheit bringen, entschieden? War er es nicht, der sie am Arm, in seiner Hauptstadt sich öffentlich zeigte?"

„Allerdings," entgegnete Ruborn, „und er ist's auch noch, der die diesen Farben entsprechende Lehre verkündet; allein ist es seine Schuld, daß man das Schwarz und Gold nach und nach auszulassen das Belieben zeigt? Für die Einigung Deutschlands hat er sich bekannt, aber unter rechtlichen Grundlagen; man will aber, daß er für die Anarchie und

die rothe Republik auftrete. Wie die Bewegung auftauchte; nahm er als Fürst sie in die Hand, man wollte aber nicht, daß ein Fürst sie in die Hand nehme. Er geht nun seinen Weg, die Andern gehen ihren Weg. So wie die Sachen jetzt stehen, werden wir uns als Freunde nicht mehr begegnen."

„So ist's Recht — als Feinde! als Feinde!" rief es vom Fenster her.

„Also denn ein Bürgerkrieg!" bemerkte der nicht mehr am Ruder stehende Minister. „Das ist's, was wir, als ich und meine Freunde die Leitung führten, immer vermeiden wollten."

„Und worauf wir es ankommen lassen wollen!" rief der am Ruder befindliche Minister. „Es muß einmal reine Sprache geführt werden. Aber, freilich, vor allen Dingen müssen wir im eignen Hause reinen Heerd machen. Die Beamten, die Juristen, die Prediger, die Lehrer — wenn Alles Erlaubniß und freie Hand hat zu wühlen, immer wieder rückgängig zu machen, was wir mit grenzenloser Arbeit, und unerschöpflicher Geduld kaum gut gemacht — so möchte zuletzt das eisenfesteste Ministerium morsch werden. Darum purifizire man." —

„Das heißt, man schraube zurück, man nehme wieder, was man gegeben hat" — bemerkte der Gesandte.

„Freilich," entgegnete fest der Minister. „Ich gestehe offen, daß ich „Reactionär" bin, seitdem die „Action" uns Fluch zu bringen anfängt. Man beschneide und verkürze diese sogenannten Rechte und Freiheiten, mit denen, wenn sie fortbestehen, es sich faktisch nicht regieren läßt. Vielleicht kommt einmal irgend ein Staat, irgend eine Zeit, wo diese Rechte, diese maaßlosen Freiheiten am Orte sind, und mit einer vernünftigen Staatsform sich vereinigen, mit unserer Zeit, mit unserm Staat, wie er zur Zeit noch besteht, ist ein solches Preßgesetz, ist ein solches Versammlungsrecht, ist ein solches Volksbewaffnungsrecht nicht vereinbar. Es läßt sich nicht regieren, daß heißt, es läßt sich keine staatliche Autorität, die Ordnung und Gesetz im Lande handhaben soll, denken, wenn diese März-Errungenschaften fortdauern sollen. Man soll nur den Muth haben, dies offen einzugestehen. Sollen denn Vierzig Millionen um Ruhe, Ordnung, Gesetz und Eigenthum betrogen werden, blos weil es der obersten Leitung des Staats behagt, auf einige Schwärmer zu hören, und gut noch, wenn dies blos Schwärmer, wenn es nicht vielmehr überlegte Verschwörer und Verbrecher sind."

„Dann ist freilich die öffentliche Meinung nichts" — bemerkte der Gesandte.

„Die öffentliche Meinung,“ entgegnete der Minister, „thut sich im gros der Nation kund, nicht in der exaltirten Modephrase, die aus der Fremde übergebürgert ist. Das preußische Volk ist durch die Geschichte erzogen, es hat eine historische Schule der nationalen Entwickelung durchgemacht, es steht selbstständig da. Nie wird man es in Dunkel und Despotie zurückstoßen können. Die Regierung, wenn sie heute liberal wäre, morgen despotisch, sie würde das Volk nicht verändern. Es geht seinen richtigen Weg fort. Und grade dieses Volk ist's ja auch eben, das seinem Fürsten in dessen Politik Recht giebt. Die Partei, die so große Worte im Munde führt, sie ist eine gar kleine, und kommt es zum Handeln, so sind unsre Heere treu, unser Volk gut gesinnt. Wenn wir, das Ministerium, nicht diese felsenfeste Ueberzeugung hätten, wie wäre es uns möglich gewesen, so zu handeln, wie wir gehandelt haben.“

„Ich hätte doch etwas mehr Einlenken, Nachgeben, Zulassen gewünscht,“ bemerkte der nicht mehr am Ruder befindliche Minister.

„Grade das hat Sie gestürzt, mein theurer College,“ rief der Sprechende lächelnd. „Wir, die wir auf die Gaukler auf dem Seil, die Meinung des großen Haufens nicht achten, wir sind bis

jetzt geblieben, und werden mit ihrer Erlaubniß auch noch bleiben."

Vom Fenster aus tönte ein leises Lachen.

Der nicht mehr am Ruder befindliche Minister zuckte die Achseln.

„So sehe ich denn eine Dictatur Preußens kommen," warf der Gesandte ein.

„Die ist bereits da," bemerkte der Minister. „Nennen Sie mir einen Staat in diesem bunt durcheinander gewürfelten Deutschland, der moralisch und physisch stärker wäre als der unsre? Wenn unsre Heere die Ordnung wieder herstellen, wenn unser Kabinet Deutschland eine Verfassung giebt, was fehlt dann der Dictatur? Und wenn es so kommt, und es wird so kommen, so sehe ich darin für Deutschland kein Unheil. Von irgend einer Seite muß das Werk der Einigung in die Hand genommen werden. Die revolutionären Versammlungen bringen nichts zu Stande, die Fürsten, wenn sie uneins mit sich bleiben, würden ebenfalls nichts zu Stande bringen, hier tritt nun ein Fürst auf und sagt offen und frei: Mit den Edelsten des Volkes wollen wir Hand in Hand regieren; da ist ein Verfassungsentwurf, prüft ihn ihr Fürsten, prüft ihn ihr Völker, und dann laßt uns gemeinsam den Bund beschwö-

ren, der eine mächtige und innige Vereinigung schaffen wird."

„Das ist die Sprache, die wir geführt haben" — bemerkte Ruborn.

„Kann wohl irgend wer in dieser Sprache eine Anmaßung erblicken?" fragte der Minister. „Der kleinliche und unbegründete Haß gegen Preußen muß weichen. Wenn er nicht weicht — nun denn; wir machen keine Concessionen weiter. Es ist genug und vielleicht schon zu viel geschehen für den Stolz eines so mächtigen und großen Volkes, das sich seines guten Rechts und seiner redlichen Gesinnung bewußt ist."

„Wenn wir übrigens von diesem Standpunkt absehen, und einen andern wählen," hub der Gesandte an, „so weiß Deutschland nicht, wie viel es grade seiner „nicht compacten" Masse zu danken hat. Wir haben es jetzt erlebt, die Revolution ist in Deutschland ausgebrochen, aber sie hat sich auf ein Dutzend Punkte vertheilt, und damit ihre Kraft gebrochen. Möge die Umsturzpartei noch so geschickt manövriren, sie kommt doch irgendwo zu früh oder zu spät, oder weil sie überall zugleich sein muß, kann sie überall nur schwach sein. Eine Revolution in einer Stadt, welche glückt, hat eine gegen sich in einer Stadt,

wo sie mißglückt. Hier ein kleiner Staat gewonnen, heißt dort einen andern kleinen Staat doppelt aufmerksam und gerüstet machen. Ewig ein Spiel mit Revolution und Reaction, und zuletzt muß schon die Ordnung siegen, weil die Unordnung im Ganzen und Großen nicht zu Stande kommt. In Frankreich ist das anders — eine Erschütterung in der Hauptstadt, und das ganze Land ist mit im Sturz oder in der Erhebung."

„Gleichwohl," rief Ruborn eifrig, „darf diese Rücksicht nicht Geltung finden. Deutschland muß zu einer festen Gestaltung, zu einer innigern Einheit gelangen. Das sehen wir Alle ein. Der alte Bundestag bildete die saloppeste Politik, die man einem Staate zumuthen mag. Es war ein unwürdiges Institut, weil es in seiner Schwäche und Parteilichkeit die Regierungen demoralisirte."

Eine kleine Pause war entstanden, da sprang Eine der Damen am Fenster, und zwar die jüngere, ein Mädchen von eben sechzehn Jahren auf, und in ihrem Hütchen von rosenfarbener Seide mit dem Schleier, in ihrem graziösen Mäntelchen näherte sie sich den Herren, stellte sich in eine kecke Stellung und rief: „Meine Herren, das ist mir alles noch nichts. Sie müssen von mir lernen, wie man Ord-

nung schaffen soll. Wie Sie mich hier sehen, will ich den „absoluten" König zurück haben. Wo ist er geblieben? Sie haben ihn mir genommen. Ich will ihn wieder haben. Ich will wieder den glänzenden Hof, die gute Gesellschaft, die sechzehn Ahnen, die Domkapitel — ich will alles das zurück haben, was uns über Nacht abhanden gekommen ist. Was gehen mich die langweiligen Kammern an, wo Menschen mit schlechten Jabots und mit groben großen, blauen Händen zusammenkommen und sich zanken? Ich will Wachtparaden, klingendes Spiel, hübsche Toilette der jungen Offiziere, dann will ich Feste, Abendgesellschaften, kleine Soupers und Courmacher. Kurz alles, was zu einem guten Staate gehört, und was zu allen Zeiten dazu gehört hat. Meine Herren, schaffen Sie nur das alles wieder her, oder ich will nicht eine Minute länger die Tochter eines Ministers bleiben. „Verstehen Sie mir?"

Die letzte Phrase, eine in Mode stehende Redensart von einem bekannten mächtigen Manne, übte mit der Würde und der Strenge, mit der sie von den Lippen dieses kleinen hübschen Mundes tönte, eine unwiderstehliche komische Kraft auf die Zuhörer aus, und der Minister, der Vater dieses kleinen politischen Dämons, rief: „Maaß gehal-

ten Clementine — Du treibst die Reaction zu weit!" —

„Ich bin die einzige Vernünftige unter Euch Allen!" rief das Mädchen, und kehrte zu ihrer ältern Freundin zurück, der Tochter Ruborn's. Beide Damen wollten jetzt in's Theater sich begeben, als die Thür sich öffnete, und ein kleiner pucklichter Mann mit einer großen Nase und freundlichen Augen eintrat.

„Ach, der Kommerzienrath!" rief Clementine. „Wir wollen doch hören, was er sagt.

Aber dann kommen wir wohl gar nicht in die Oper?"

„Es schadet nichts, mein Engel. Ich weiß doch nun schon ganz genau, wie viel Töne tiefer Frau Köster die Glasharmonika-Arie der Königin der Nacht singt. Ich muß diesen thörichten Männern hier noch etwas die Wahrheit sagen. Wo blieben sie, wenn ich nicht wäre."

9.

Ein Zwischenspiel.

„Gut, gut," rief der kleine pucklichte Mann, indem er rasch auf sie zukam, und ihr die Hand küßte. „Thun Sie das, mein liebes, bestes, schönstes Kind, sagen Sie uns Allen die Wahrheit." —

„Sie sind der einzige Jude, den ich leiden mag," sagte die Kleine. „Aber eigentlich sind Sie kein Jude, sondern" —

„Sondern?" —

„Man hat Sie in einer uralten Pyramide gefunden, und einer unserer gelehrten Alterthumsforscher hat Sie hierher gebracht und Sie durch unbeschreiblich künstlich bereitete Gase neu zum Leben erweckt."

„Es ist möglich," antwortete der Kommerzienrath, „denn heutzutage ist alles möglich. Aber was soll ich in der langweiligen Pyramide gemacht haben,

ich, der ich die schönen Frauen so liebe, die guten Mittagessen, die hellerleuchteten Gemächer, und" —

„Die Geschichten," ergänzte die muthwillige Kleine. „Sie konnten freilich in der Dunkelheit und Einsamkeit dort Niemandem etwas aufbinden."

Der Kommerzienrath drohte seiner Peinigerin mit dem Finger.

Der Gesandte und der nicht am Ruder befindliche Minister entfernten sich. Die beiden älteren Herren blieben am Kamin, während die beiden jungen Männer, von denen der eine der Sohn des Herrn von Ruborn war, mit dem kleinen Kommerzienrath und den beiden Damen einen Kreis bildeten.

Es wurden die Neckereien fortgesetzt.

Der Diener kam herein, und meldete dem jungen Herrn von Ruborn Jemand, der ihn zu sprechen wünsche. Er ging hinaus und kam sogleich mit Jenem zurück. Er wandte sich zuerst mit dem neu Angekommenen zum Vater und sagte: „Hier hab' ich die Ehre, lieber Vater, Ihnen Herrn Kieselack vorzustellen, der mir den Wunsch ausgedrückt hat, in unserm Hause bekannt zu sein."

Herr von Ruborn machte eine flüchtige Verbeugung zum Willkommen, und Robert — wir wollen den jungen Herrn von Ruborn an seinem

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Namen nennen — brachte nun seinen Einführling zu der Schwester und den andern Herren und Damen. Die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Worte wurden gewechselt. Der Freund Robert's, ein junger Mann mit dunklem Lockenhaar und einem düstern Blick, rückte mit seinem Stuhl merklich etwas weiter, als Herr Kieselack sich in den kleinen Kreis einschob.

„Wo blieben wir doch?" hub Clementine wieder an. „Ach, richtig — bei den Pyramiden."

„Die größte ist ohne Zweifel," sagte Herr Kieselack, „die in der Pyramidengruppe von Gizéh befindliche, und dem Könige Cheops zugeschriebene, deren Höhe Herodot auf 800 Fuß angiebt, Strabo bestimmt sie nur auf 625, Diodor sogar nur auf 600 Fuß. Die neuern Messungen stimmen so ziemlich mit der letztern Angabe überein."

„Der Fürst Pückler beschreibt dieses alte Wunderland sehr anziehend," bemerkte Fräulein von Ruborn.

„Finden Sie das?" rief Herr Kieselack. „Ich muß gestehen, daß ich seine Skizzen — denn etwas anderes sind doch diese aphoristischen Blätter keineswegs — sehr flüchtig entworfen, und sehr oberflächlich aufgefaßt finde."

„Freilich," sagte Robert, „der Fürst hat seine Glanzperiode in seinen Briefen aus England durch-

lebt. Etwas so Originelles und in seinem Genre Vollendetes ist in unsrer Literatur noch nicht dagewesen.“

„Finden Sie das?“ bemerkte Herr Kieselack. „Ich muß gestehen, mir haben diese Briefe nicht genügt. Ich bin in England gewesen, und weiß daher, wie man dieses Land schildern muß.“

„Haben Sie nichts über diese Reise in den Druck gegeben, Herr Kieselack?“

„Nein. Jetzt, da alle Welt die Druckerpressen in Bewegung setzt, ist es eine ehrende Auszeichnung, nichts veröffentlicht zu haben. Ich habe mich damit begnügt, überall, wo ich gewesen bin, und ich bin fast überall gewesen, meinen Namen aufgeschrieben zu haben.“

„Ich hab' ihn gefunden,“ bemerkte hier der düstre junge Mann, „und er hat mich nicht wenig in meinem einsamen Naturgenuß gestört.“

Das Berliner Kind lachte boshaft.

„Und Sie Herr Kommerzienrath, wo sind Sie denn gewesen?“ hub Clementine an, der es ärgerlich war, daß ihr alter Verehrer so lange stumm dagesessen. „Haben Sie nicht daran gedacht, sich nach Jerusalem zu begeben, um den alten Tempel Salomon's wieder aufzubauen?“

„Nein, mein Fräulein. Wenn ich hoffen dürfte, Salomon's viele hundert junge Freundinnen dort zu finden, und wenn diese lieben Geschöpfe mir wollten bauen helfen" —

„Das glaub' ich, in dem Fall würden Sie hingehen. Aber Sie müßten sich in Acht nehmen. Jene lieben Wesen würden sich vortrefflich darauf verstehen, gefärbtes Haar von der natürlichen Haarfarbe zu unterscheiden."

„Mein Himmel!" rief der kleine Mann aufgebracht, „immer die Idee, daß ich mir das Haar färbe! Wie soll ich Ihnen denn das Gegentheil beweisen? Uebrigens, wenn ich wollte, könnte ich auch ganz artige Dinge publiciren. So die Erinnerungen meines Großoheims. Friedrich der Große war einst so gnädig, auf meinen Großoheim zuzukommen und indem er ihm auf die Schulter klopfte zu sagen: Nun alter Ephraim, halt' er sich brav, jetzt fängt der siebenjährige Krieg an. Nie wird in meiner Familie dies wahrhaft königliche Wort vergessen werden."

Clementine lachte laut auf.

„Worüber lachen Sie, mein Fräulein?" fragte der kleine Mann. „Diesmal muß ich wirklich Ihre Spottsucht übel nehmen. Es gilt den heiligsten Erinnerungen meiner Familie."

„Sie können kein wahres Wort über die Lippen bringen," rief das lachende Kind. „Wie konnte der König wissen, daß der Krieg sieben Jahre dauern würde? Es ist also an der ganzen Geschichte kein Titelchen wahr. Uebrigens glaub' ich nicht einmal, daß Sie einen Großoheim gehabt haben. Ihre Verwandtschaft hält ebensowenig Farbe wie Ihr Haar."

Der überall hier Verspottete schwieg unwillig.

Clementine reichte ihm die kleine Hand hin, indem sie anmuthig rief: „Liebes Kommerzienräthchen — nur nicht lügen, und wir sind die besten Freunde!" —

Das Berliner Kind freute sich ungemein, denn es galt Jemand aufzuziehen, und nichts war ihm lieber, als hierbei mitzuwirken; besonders wenn es kein vornehmer und kein angesehener Mann war, und man daher nach keiner Seite hin Gefahr lief. Allein es irrte sich, Clementine nahm sich ihres Schützlings, just da sie sah, daß auch Andre sich über ihn lustig zu machen sich erkühnten, ernstlich an, und alles, was der Kommerzienrath sagte und that, fand an ihr Vertheidigung und Schutznahme, so daß Herr Kieselack etwas befremdet den Kürzern zog. Er entfernte sich bald, und Clementine rief: „Was ist das für ein Mensch? Was will er bei uns? Wo kommt er her? Er gefällt mir nicht." —

„Es thut mir leid," entgegnete Robert ernst; „allein man kann Einen, der höflich und freundlich gegen uns ist, der die Bitte vorträgt, in diesem Kreise eingeführt zu sein, und gegen den sich nichts vorbringen läßt, füglich nicht wegweisen."

Herr Kieselack war in der That unbeschreiblich, fast kriechend freundlich und artig gegen den Herrn von Ruborn, so wie gegen den Sohn gewesen. Es waren vornehme und angesehene Leute, und gerade diese politische Meinung, die hier vertreten wurde, war die herrschende. Noch in den letzten Monaten des vorigen Jahres war Herr Kieselack ein Republicaner gewesen.

„Mir ist er verhaßt," sagte der junge düstre Mann, den wir Emanuel nennen wollen — „und ich habe ihm immer gezeigt, daß wir nicht zusammen passen."

„Nimm mir's nicht übel," hub Robert an, „Du bist ungerecht und mußt es wohl sein, denn Du bist ganz und gar sein Gegentheil. Schon als Kind des „Gebirgs" kannst Du diesen „Sohn der Stadt" nicht wohl verstehen. Dann bist Du ein Schlesier, ein Sprosse jener alten Dichterschule, die uns Günther'n, die Karschin und neuerdings den trefflichen Strachwitz gegeben hat, Du bist tiefsinnig und

ernst — er ist ganz Frivolität — wie sollt Ihr Euch da verstehen."

„Er ist ein Sinnbild dieses Berlins, das ich hasse," sagte Emanuel. „Wie hat es sich in dieser Stunde der Prüfung benommen. Wie gesund die Provinzen, wie elend, wie krank die Hauptstadt! Und dieser Mensch in seiner Eitelkeit und Aufgeblasenheit repräsentirt nun diese kranke hinfällige Hauptstadt. Uebrigens war mir seine Erscheinung heute ganz besonders widerwärtig, weil noch ein tiefes, bedeutsames Gespräch in meiner Seele nachklang, das ich hier mit Robert geführt. Auch einige Aeußerungen, die hier aus dem Kreise des Herrn am Kamin zu uns herübertönten, waren farbig blühend in einer Seele aufgegangen und hatten ihren Duft — denn wir haben in unsrer eisernen Zeit ja fast nur Gedankenblumen, nicht mehr Empfindungsblumen — mit dem Aushauch einer Traumblüthenstaude gemischt, die in einer dieser Tage, oder vielmehr dieser Nächte in mir erwuchs. Ich möchte es mehr wie einen Traum, ich möchte es eine Vision nennen, die mir wurde, und gewiß von freundlichen Göttern."

„Sie sollten uns diese Vision mittheilen," sagte Fräulein von Ruborn.

Herr von Ruborn war aufmerksam geworden, und wandte sich nun zur kleinen Gesellschaft, indem er seinerseits Emanuel aufforderte, zu erzählen. Dieser fügte sich dem Wunsche, und begann, wie folgt.

10.

Der Gang um Mitternacht.

„Ich war mit Genossen meines Alters und meiner Studien noch spät in die Nacht hinein beisammengewesen. Es war über Mitternacht hinaus, als wir uns trennten. Mein Weg führte mich einsam in eine entfernte Gegend der Stadt. Ich mußte über den Schloßplatz, über die Kurfürstenbrücke, fast die ganze Königsstraße hinab, dann nach dem Köpenicker Stadtviertel zu. Vergebens hatte ich einen der lustigen Brüder aufgefordert, mich wenigstens einen Theil des Weges zu begleiten; der Eine wohnte am Opernplatz, und fand es unerhört anmaßend von mir, daß ich ihn verleiten wolle, so weit ab von seinem Ziele zu irren, der Andre gab vor, noch einen Gang bis an's Brandenburger Thor zu machen, um dort bei einem kranken Freunde zu wachen, der übrige Theil entfernte sich streitend und lärmend,

ohne viel auf mein Verlangen zu hören. So war ich denn allein. Die Straßen waren wie ausgestorben, die helle Mondscheibe stand am Himmel. Grade an dem Tage hatte die Nachricht von der Kaiserwahl in Frankfurt in den Zeitungen gestanden, und in der Gesellschaft, die eben auseinander ging, hatte ich mich erhitzt, zu beweisen, wie vortrefflich es sei für Preußen, für Deutschland, wenn der König, was er auch, wie ich fest überzeugt war, thun werde, die angebotene Krone annähme. Ich hatte anfangs Gegner gefunden, zuletzt aber vereinigten wir uns Alle in der einen Ueberzeugung, und Jeder von uns strengte seine Phantasie an, immer einen neuen Zug an dem Bilde der Macht, Größe und des Glanzes der Stadt und des Landes hinzuzufügen, wie Beide in der Zukunft sein sollten. Berlin sollte die Kaiserresidenz werden und ein zweites Babylon an Pracht und Schimmer. Wie ich nun in den einsamen Straßen mich befand, mich ein kühler Nachtwind anwehte, kamen mir jene Bilder und Gedanken neu in die Seele. Ich schritt mit einem gewissen Stolz über die Brücke, der Reiterstatue des großen Kurfürsten vorüber, indem ich zu dem alten Herrn hinaufsah, ihn gleichsam um Billigung meiner Träume und Hoffnungen ansprechend.

In der Mitte der Königsstraße gesellte sich ein Herr zu mir, den ich nicht kannte. Auch er schien ein Nachtvogel, wie ich, auch er kam wohl aus einer lustigen Gesellschaft, die sich erst spät trennte. Aber dieses Mannes Wesen wollte mir nicht behagen. Schon, daß er ohne Weiteres sich zu mir gesellte, daß er, indem er neben mir auf dem nicht sehr breiten Steinwege daherschritt, mich mit Schulter und Arm öfters berührte, und vor allen Dingen, sein leises Flüstern, und undeutliches Sprechen machten, daß dieser nächtliche Wanderer mir unheimlich vorkam, und ich danach trachtete, mich von ihm los zu machen. Dies gelang mir aber nicht. Wie ich ihn einmal scharf anblickte, kam es mir vor, als wenn er unter seinem Hute gar keine Augen hätte, oder ein Auge zu viel, jedenfalls ging unter dem Schatten dieses breitränderigen Filzes, der eine ganz ungewöhnliche Form hatte, und von einem unbeschreiblich schadhaften, mottenfraßigen Ansehen war, etwas Mysteriöses vor. Der Mann erzählte mir, daß er lange in irgend einem Winkel Schottlands — ich glaube, er nannte mir auch den Ort — gelebt, und nun, wie durch Zufall, hierher nach Berlin gekommen. Er besitze die Gabe der Schotten, setzte er hinzu, Dinge zu sehen, die noch in der Zukunft

verborgen; man nenne diese Gabe „das zweite Gesicht.“ Bei diesen Worten wendete er mir den Fleck unter seinem Hute zu, wo nichts als eine mit glatter Haut bespannte Fläche war, statt der Augen. Mich ergriff ein namenloses Grausen; aber als ein junger Bursch, der anständig zu leben weiß, selbst mit Gesellen aus dem Geisterreiche, bezwang ich mich, sagte nichts, sondern ging still und keck neben dem abscheulichen Maulwurf her. Er sprach fort und fort, und zuletzt faßte ich eine Art Gewohnheit zu ihm, und fragte ihn:

„Könnten Sie wohl auch schon sehen, wie eine Stadt um hundert Jahr ausschaut?“

„Gewiß, das kann ich,“ erwiederte er.

„Und diese Gabe auch mir mittheilen?“ fragte ich.

„Gewiß, das kann ich“ — sagte er wieder. „Sie müssen sich mir nur fest anschließen, und meine Hand nicht loslassen.“ — Teufel! es war auch recht angenehm, diese kalte, feuchte Tatze ohne Handschuh immer in der meinigen zu halten! — „Dann wollen wir einen Boden betreten, auf dem ein Geschlecht wandelt, noch nicht geboren.“

Mich erfaßte wieder das frühere Grausen.

„Gut,“ sagte ich, „hier ist meine Hand.“

„Und hier die meinige.“ — Und nun bekam ich diese große, feuchte, eiseskalte Hand ohne Handschuh.

„Aber Sie müssen mir Eins versprechen, und dieses Eine unverbrüchlich halten. Sie dürfen nie eine Frage, die man an Sie richtet, beantworten; Sie selbst können fragen, so viel Sie wollen. —“

„Sie haben gut verbieten!“ rief ich ärgerlich. „Wen soll ich hier in der Stille und Einsamkeit fragen.“

„O, was das betrifft,“ entgegnete mein Maulwurf, „so werden wir bald nicht mehr einsam sein.“

Wir bogen jetzt in die Köpenicker Straße ein, und es fiel mir auf, daß die ganze, lange Straße, so weit ich sie hinabsehen konnte, in einen weißlichen Nebel gehüllt war; die übrigen Straßen zeigten sich im hellen Mondschein klar und deutlich.

„Wer ist da?“ rief ich. „Woher dieser Nebel?“

„Wir müssen durch —“ entgegnete mein Gefährte.

Und je weiter wir gingen, um desto dichter wurde der Nebel um uns her, so daß ich zuletzt, wie in einem Milchbade, schwamm, und nichts, auch nicht einmal meine Hand, wenn ich sie vor meine Augen erhob, sehen konnte. Hätte ich nicht die kalte Hand meines Begleiters, der mich gewaltsam weiter zog,

in meiner Rechten gefühlt, ich hätte mich rettungslos für verloren geben müssen.

Endlich wich der Nebel.

Und wer beschreibt mein Staunen, als ich einen Wunderbau um mich her entstehen sah. Der weiße Nebelschleier glitt von dem prächtigen, schlanken Wuchs himmelragender Säulen mit vergoldeten Capitälern nieder, und eine Kirche, so stolz und so mit Pracht überladen, wie ich sie nie — auch nicht in Abbildungen kostbarere Bauwerke — gesehen, stand vor uns. Um diese Kirche herum, in einem weiten Rund, standen Palläste an Palläste, eines dieser Marmorhäuser immer herrlicher als das andre, und alle im Silberlichte des Mondes zauberhaft erblühend, mit ihren blinkenden Dächern und dem Walde von Statuen auf denselben.

„Was ist das?" rief ich — „Ist das meine bescheidene Köpenicker Straße?"

„Still," sagte mein Begleiter, mit einem sonderbaren, schnarrenden Tone in der Sprache. „Sie wissen, daß wir nicht mehr sind, wo wir waren. Während wir durch den Nebel gingen, ist allerlei mit uns und der Welt passirt. Lesen Sie jene Verordnung dort!"

Die Verordnung selbst enthielt nichts Wichtiges,

sie betraf irgend ein gewöhnliches Straßen-Polizei-Gesetz, wie erschrack ich aber, und wie bebte ich an allen Gliedern, als ich unter dem Gesetz die Jahreszahl 1949 las.

„Also, Berlin im Jahre 1949!" rief ich.

„Ja, Berlin im Jahre 1949!" wiederholte die schnarrende Stimme.

Wir waren über den Platz gegangen, den ein Obelisk von außerordentlicher Höhe zierte, der mit Inschriften über, der Himmel weiß, was für Siege illustrirt war, und standen jetzt vor einem Hause, dessen Fensterreihe sich glänzend erleuchtet zeigte. Eine Menge prachtvoller Equipagen warteten hier in langer Reihe auf ihre Eigenthümer. Das Fest schien seinem Ende nahe zu sein.

„Wer wohnt hier?" fragte ich.

„Kenne ich die Namen?" entgegnete mein Gefährte kurz. „Weiß ich, wie ein Geschlecht heißt, das erst um hundert Jahre nach uns seine Tage zu zählen beginnt? Ich bin hier so unbekannt wie Sie; lassen Sie uns die Treppe hinaufgehen."

Wir traten in's Vorzimmer. Ein Herr kam uns entgegen. Er kehrte, als er uns erblickte, rasch wieder um und rief der Gesellschaft im Salon zu:

„Aufmerksamkeit meine Herren und Damen, es kommen Masken!“

„Masken?“ wiederholte ich, und sah dabei meinen Begleiter an. Dieser hatte sein unscheinbares Hütchen mit dem breiten Rande noch tiefer in's Gesicht gedrückt, und schritt voran.

„Erinnern Sie sich an Ihr Versprechen,“ flüsterte er mir zu.

Als wir in den Saal traten, erkannte ich auf den ersten Blick den Grund, weshalb man uns als Masken angekündigt. Unsere Kleidung war sehr verschieden von der, die wir hier sahen. Es war fast die Kleidertracht aus dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten, doch mit merklichen Unterschieden. Eine große Entfaltung an kostbaren Stoffen zeigte sich, ein Luxus in Edelsteinen und Gold, und eine Anwendung eines gewissen Putzgegenstandes, den ich nicht kannte und daher nicht zu nennen weiß; es waren eine Art Schleier, die aber zugleich wie lange Straußfedern aussahen und bei denen ich nicht errieth, ob sie ein Erzeugniß der Kunst oder der Natur seien. Jedenfalls hatte dieser Putz, den nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer trugen, etwas sehr Phantastisches. Bei Einigen diente dieser schimmernde und zarte Ueberwurf zu einem Man-

tel, in den sie sich einhüllten. So sah ich mehrere solche vermummte Gestalten in den Ecken stehen und an der Unterhaltung nicht Theil nehmen. Wahrscheinlich beobachteten diese Wesen, vielleicht schliefen sie auch. Bei Einigen, an denen ich zufällig vorbeiging, sah ich die dunkeln Augen hinter dem Flor oder den Federn hervorblitzen.

Mein Begleiter verließ mich nicht; er hielt mich fortwährend an der Hand. Von ihm ging die Traumkraft aus, die mich in diesem merkwürdigen Zustand erhielt. Ich fühlte, daß, sowie er mich frei lassen würde, ich den Boden unter meinen Füßen wanken fühlen würde.

„Es ist recht artig von Ihnen," sagte die Dame zu uns, „daß Sie aus dem Maskensaale von drüben in Ihrem Costüm hierher gekommen sind. Ich kenne diese Tracht, und sie ist mit großer Genauigkeit wiedergegeben. Es ist die Kleidung aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Eine alberne und lächerliche Tracht. Mein Urgroßvater hat sich als Bräutigam darin malen lassen."

Sie ging an uns vorüber, und wir befanden uns jetzt dicht bei einem kleinen Manne von großer Lebendigkeit und nicht geringerer Gesprächigkeit. Es war mir lieb, zu hören, daß es ein Professor der

Geschichte war. Jetzt eilte ich, einige Fragen an ihn zu richten, doch mußten diese Fragen nothwendig so gestellt sein, daß sie nicht meine gänzliche Unkenntniß der Dinge, die sich seither ereignet, kund gaben.

„Mein Himmel!" rief ich, „wie groß und schön ist Berlin geworden!"

„Seit wann haben Sie es nicht gesehen?" fragte mein Historiker rasch.

Ich war in der größten Pein wegen der Antwort. Zugleich fühlte ich das Zucken der Hand meines Führers in der meinigen. Zum Glück wartete der lebendige, kleine Mann auf keine Erwiederung.

„Es ist wahr," sagte er: „Berlin schließt jetzt gleichsam drei große Städte in sich. Aber der älteste Theil zerfällt in Trümmer, und ist fast nicht mehr als Stadt zu rechnen; so zum Beispiel die Gegend nach dem ehemaligen Thiergarten hinaus, vor hundert Jahren eine sehr beliebte und bedeutende Gegend; jetzt bildet sie das Armen-Viertel von Berlin. Dagegen war vor hundert Jahren der Platz, wo jetzt die Stadt ihre prächtigste und stolzeste Größe entfaltet, wo das neue Residenzschloß steht, ein wüstes Feld. Man hat neulich, als man den Grundstein zu der Kaserne der Tscherkessischen Garde legte, die Trümmer eines alten Gebäudes beseitigt, das

den Namen Bethanien führte und einst ein Krankenhaus gewesen sein soll, von einer grandiosen Ausdehnung."

„Eine Tscherkessische Garde?" fragte ich verwundert.

„Nun ja, eine Tscherkessische Garde" — antwortete ein Mann — „die besteht ja schon seit dreißig Jahren."

Ich fühlte wieder eine Verlegenheit. Das Gespräch stockte, und der kleine Gelehrte sah mich eine kleine Weile mit Verwunderung von der Seite an. Zugleich überkam ihn aber, mir sehr gelegen, die Lust zu plaudern wieder in dem Grade, daß er, ohne weiter sich aufzuhalten, in seinen Betrachtungen über das ehemalige Berlin fortfuhr:

„Mein Urgroßvater, der einst berühmte Historiker Ranke, der die neun Bücher preußischer Geschichte geschrieben hat, hinterließ bei seinem Tode interessante Notizen über das damalige Berlin, die ich jetzt zu veröffentlichen gedenke."

„O, ich bin noch heute mit ihm in einer Gesellschaft zusammen gewesen —" platzte ich heraus.

„Mit meinem Urgroßvater?" sagte der kleine Gelehrte spitz. Er schien es für einen Scherz zu nehmen und sagte mit Lächeln: „Wie belehrend und

belustigend wäre das. Mein Urgroßvater lebte noch zur Zeit der preußischen Könige."

Ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, zu fragen, ob diese Könige jetzt nicht mehr regierten. Mein kleiner Schwätzer überhob mich der Verlegenheit, indem er die folgenden Thatsachen mit jenem Gleichmuth zu referiren begann, mit dem er auf dem Katheder zu sprechen pflegte.

„Friedrich Wilhelm IV., der zur Zeit meines Urgroßvaters regierte, stemmte sich, wie dies auch sehr löblich war, gegen die damalige Idee, ganz Deutschland zu einem großen Ganzen zu machen, was, nebenbei gesagt, eben so wenig gelingen wird, als Italien jemals zu einem Ganzen zu machen, oder Griechenland. Aber der Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. ging auf diese Idee ein und wie bekannt, erlebte Deutschland darauf seinen zweiten dreißigjährigen Krieg, der noch viel blutiger war, als der erste, schon aus dem Grunde, weil die erhöhte Wissenschaft tausend Mittel mehr den Kriegern in die Hände gab, zu morden und zu vertilgen. Es war ein Bürgerkrieg, wie ihn noch nie die Welt gesehen."

Wie gern hätte ich mich nach den nähern Umständen dieses Krieges und nach dem Orte seines Friedensschlusses erkundigt, allein, was hätte mein

Professor zu dieser Unwissenheit gesagt? Ich schwieg also und wartete ab, daß er, ohne gefragt zu sein, mir die gewünschte Auskunft ertheilen werde. Er that es auch.

„Nach dem Frieden von Moskau," sagte der kleine, gelehrte Sprecher, „kamen denn die Verhältnisse zu Stande, wie sie beinahe jetzt noch bestehen. Rußland nahm bis zum Rhein dasjenige Deutschland, das sich früher Preußen, Hannover und Mecklenburg nannte. Griechenland erhielt Bayern durch Erbschaftsansprüche, Frankreich nahm den Süden des ehemaligen Deutschland nebst einem Theile des Königreichs Bayern. Oesterreich wurde zu einem großen Magyarenstaate gemacht, der es noch ist, und das eigentliche Deutschland, das heißt, was noch diesen Namen führt, besteht aus dem, wenige Quadratmeilen Umfang fassenden, ehemaligen kleinen Fürstenthum Lichtenstein. Das ist jetzt das Fürstenthum Deutschland." —

Ich blickte durch's Fenster. Der helle Mondschein lag über diesen Dächern, beleuchtete diese Säulen und Kuppeln, die einer Stadt gehörten, an der ich keinen Theil hatte. Ich betrachtete dieses Geschlecht der Menschen um mich her, die ich sprechen hörte, an denen ich hinstreifte und sie berührte, während

die Kluft eines Jahrhunderts mich von ihnen trennte. Ein Schwindel erfaßte mich. Die eben gehörten Worte trieben wie Kreisel in meinem Gehirn herum. „Mein Himmel! Wenn dies Alles sich vollendet haben wird, was dann?“

Diese Frage mußte wohl unwillkürlich meinen Lippen entschlüpft sein, denn der Gelehrte sah mich an und fing lebhaft mein „Was dann?“ auf.

„Nun, die Frage ist leicht zu beantworten. Deutschland wird in einigen Jahren ganz von der Bühne der Weltgeschichte verschwinden. Aber darum wird sein Erbe für die anderen Nationen nicht verloren sein. Der deutsche Tiefsinn, die deutsche Gründlichkeit, der deutsche Fleiß, der deutsche Forschergeist, die deutsche klare und tiefe Poesie wird den Nationen, die grade an diesen Eigenschaften Mangel leiden, zu Gute kommen. So hat ja auch das aufgelös'te Römerreich eine ganze barbarische Welt befruchtet mit Wissenschaft, Kunst und Humanität. Die einzelnen Staaten gehen unter, aber auf dem Sterbebette hinterlassen sie ihren Mitbrüdern große Schätze.“

„Es ist aber auch möglich,“ rief ich, „daß Deutschland sich doch wieder erhebt und mächtig wird.“

„Möglich! Ja, denn was wäre auf dem Globus,

den wir als Ameisen umkriechen, nicht möglich. Der junge Fürst von Deutschland ist ein energischer Charakter. Der letzte Handstreich, den er hat ausgehen lassen, ist nicht übel."

„Und welcher ist das?" fragte ich höchst neugierig.

„Nun, er hat die Archive geplündert. Er hat Briefe und Dokumente durch Raub an sich gebracht, die da seine Rechte auf verschiedene Throne nachweisen."

„Auf verschiedene Throne? Ah — ich glaube, er wird Recht haben."

„Freilich hat er Recht. Ich habe selbst in meinem letzten historischen Werke, in dem neunundsiebenzigsten Bande meiner sämmtlichen Schriften, nachgewiesen, daß, da dieser Fürst ein Hohenzoller ist, er nothwendig in diesem Lande regieren müßte. Ich habe durch diese kühne Meinung eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen, die mein Urahn jenem Hohenzollerschen Königsstamm schuldete, unter dessen Schutz er lebte und schrieb."

„Das ist hübsch von Ihnen," sagte ich.

„O ja, ich glaube es wohl, es ist sehr hübsch von mir," wiederholte der kleine Gelehrte selbstzufrieden.

Wir waren näher an's Fenster getreten und wieder weilte mein Blick auf dem ungeheuren Platze mit seinem Springbrunnen und Marmorgruppen. Diese märchenhafte Residenz schien jetzt nach und nach in Schlummer zu sinken. Man sah nur wenige Leute über den Platz gehen und der große Obelisk warf, seinen Schatten, wie die Zeiger einer Riesenuhr, über das runde Zifferblatt des Platzes hin und schien auf die Mitternachtsstunde zu zeigen.

„Wie sich schön die Gruppe dort, der Raub der Sabinerinnen, macht? Im Mondschein ganz vortrefflich. Der Anführer der Schaar ist die Portrait-Statue unseres Kaisers. Das Ganze ist eine Allegorie. Die geraubten Sabinerinnen sind die eroberten Staaten. Die Gruppe ist ein Meisterstück unseres Rauch, wie Sie wissen werden."

„Rauch?" rief ich und schöpfte Athem zu einer sehr kindischen Frage, „desselben Künstlers, der die Standbilder Blücher's und Scharnhorst's geschaffen?"

Der Gelehrte sah sich verwundert um und rief: „Davon ist mir nichts bekannt. Wer sind jene Männer?"

Ich schwieg. Jener setzte hinzu: „Der Künstler stammt aus einem Geschlechte, das manches brave Talent produzirt hat. Zu den Zeiten meines Ur-

ahn's, des brühmten Historikers, wie ich schon bemerkt habe, der die neuen Bücher preußischer Geschichte geschrieben hat, lebte auch ein Rauch; von seinen Werken ist nichts übrig geblieben als eine sitzende Victoria, die allerdings sehr schön ist, und die in den Sälen des kaiserlichen Museums aufbewahrt wird. Bei der Gründung der neuen Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs fand man unter den Trümmerhaufen eines Gebäudes, das den Namen Wallhalla führte, unter sehr vielen werthlosen Schöpfungen diese Muse."

„Was bedeutet," fragte ich, „jene schwarze Draperie um die zwei vordern Säulen jener Kirche?"

„Man wird morgen einen Trauergottesdienst dort feiern," sagte ein Nachbar. „In den ungeheuren Gewölben jener Kirche ist die Unmasse von Gebeinen aufgesammelt, die in jenen mörderischen Bürgerkriegen fielen. Deutschland unter eine Religion zu bringen hat den ersten mörderischen dreißigjährigen Krieg hervorgebracht. Deutschland in eine politische Gestaltung zu gießen, hat den zweiten Mordkrieg veranlaßt, das Land fast zur Wüste gemacht, und es fremden Gebietern untergeordnet. Ich habe in meinem neuesten Buche nachgewiesen, in dem acht-

zigsten Bande meiner gesammelten Werke, wie glücklich Deutschland hätte sein können, wenn die einzelnen Staaten unter gesicherten Regierungsformen neben einander hätten bestehen wollen. Griechenland hat so bestanden, es ist ein hellstrahlendes Staatenmeteor am Himmel der Geschichte geworden. Deutschland hat viel Aehnlichkeit mit Griechenland. Es hat die Empfänglichkeit und Bedächtigkeit, die eine immer höher steigende Völkercultur zuläßt. Und wer sagt, was da kommt; könnte ich um hundert Jahre wieder auf der Welt erscheinen, so würde ich vielleicht sehen, wie Deutschland aus der Nacht der Prüfung hervorgezogen, und geläutert endlich die Größe erreicht, die ihm bestimmt ist, nämlich freie Staaten in einem freien und starken Staatenbunde; blühend in Allem, was Kunst, Leben und Völkerverkehr heißt. Mein Urahn hat etwas Aehnliches in einer seiner Schriften gesagt, er konnte aber nicht voraus sehen, daß, ehe Deutschland diese Staffel seines Ruhms erstieg, es erst durch die gefährlichen Stürme der Ränke und Eifersüchteleien der einzelnen Stämme werde steuern müssen. Die schlechte und unächte Freiheit mußte erst ihre Geißel über das arme Land schwingen, ehe die gute und ächte ihre Segnung zu vertheilen schien."

„Das ist ein großer und erhebender Gedanke!', rief ich.

„Ja," entgegnete der Gelehrte, „ich pflege nie andere als große und erhebende Gedanken zu haben. Das ist einmal das Erbtheil meiner Familie. Aber darf ich fragen, wie viel Uhr es ist?"

Ich zog meine Uhr hervor und sagte rasch: „es hat eben zwölf geschlagen."

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als ich die Gestalt des Gelehrten vor mir erzittern, und in eine schwarze, verworrene Nebelmasse zusammenrinnen sah. Zu gleicher Zeit ging ein schrillender Laut durch das Zimmer. Ich sah, wie zahllose Schatten an mir hinglitten, und ein eisig kalter Wind pfiff um meine Schläfe. „Was haben Sie gethan!" hörte ich meinen Führer rufen, und sich krampfhaft an meinen Arm klammern. „Was haben Sie gethan!" —

„Diese Zeit ist nicht die unsere!" hört' ich eine Stimme sagen.

In diesem Augenblicke waren Palläste und Kirchen, Straßen und Plätze verschwunden, und wir standen auf dem öden Felde. Ein dichter, weißer Nebel hatte sich, wie früher, um uns her gelagert. Kaum war es möglich diesen Nebel zu durchdringen.

Endlich gelangten wir wieder in bekannte Ge-

genden. Meinen Gefährten, ohne ein Wort zu sagen, verließ ich. Er hatte einen drohenden und wilden Ausdruck im Gesicht. Ich habe ihn nicht wieder gesehen."

Die kleine Gesellschaft schwieg, nachdem diese letzten Worte verklungen. Alle ohne Unterschied hatte der Gehalt dieses phantastischen Berichts ergriffen. Clementine preßte die kleinen Hände fest vor die Augen und rief, sich in unheimlichen Schauern schüttelnd: „Gott! Wenn es wirklich dahin käme! Wenn alles das Wahrheit würde! Wenn unser herrliches Preußenland — unsre Hauptstadt — Nein, nein, nein! Es ist nicht möglich! Es ist das ein wahnwitziger, abscheulicher Traum! Ich will gar nicht mehr daran denken."

„Und es würde und müßte so werden," sagten die jungen Männer, „wenn unser König nicht weise und überlegt von sich weiset, was ihm geboten wird in diesen Tagen." —

„Und dieser Mann „ohne Augen," sagte der Kommerzienrath, „wie gern möchte ich ihm einst begegnen. Also in der Gegend der Kurfürstenbrücke trafen Sie auf ihn?"

Die Damen lächelten: „Kommerzienräthchen!" rief Clementine, „Sie erfinden selbst so viel und so oft,

und wissen doch eine Erfindung nicht zu würdigen? Ei wie seltsam! Es ist ja kein Wort wahr an Allem! Unser Poet hat's nur geträumt. Aber solche Träume liebe ich nicht. Ich sage nochmals, es kann nicht so kommen, es wird nicht so kommen. Ich will noch heute Abend auf's Köpenicker Feld hinausfahren, und zu dieser lieben Haide, zu diesem interessanten Kartoffelfelde sagen: „bleibe nur hübsch so wie Du bist, und laß Dir bei Leibe nicht in den Sinn kommen, einst russische Kirchen und Palläste zu tragen. Hörst Du!" —

11.

Die Freunde auf der Wanderschaft.

Alle Andern hatten sich entfernt, nur der Bruder und die Schwester waren zurückgeblieben. Der Erstere griff nach seinem Hut. „Wohin?" fragte Therese. „Du wolltest ja den Abend bei uns bleiben."

„Vergieb, wenn ich mein Versprechen nicht halte. Emanuel erwartet mich in einem bekannten Kaffeehause. Wir sind auf eine neue Spur gerathen, die jetzt endlich auf einmal gewisse Hoffnung giebt."

Die Schwester neigte mit mißbilligender Miene das Haupt. „Laß es den Vater und die Mutter nicht wissen, daß Du so beharrlich in dem bist, was sie Dir untersagt haben. Ich glaubte gewiß zu sein, daß Du jeden Gedanken an das Mädchen aufgegeben."

„Wenn Du mich irgend kanntest, so durftest Du das nicht annehmen. Ich habe ihr Wort, sie das meinige. Wir gehören für alle Ewigkeit zu einander. Wie läßt sich nur der ferne Schatten einer Erwartung fassen, daß das je sich anders gestalten werde. Wenn man sie auch in den Schooß der Erde vor mir verberge, ich würde sie doch zu finden wissen."

„Ich hoffte, die Politik würde Dich ganz beschäftigen."

„Alles, und so auch die Politik bringt mich auf meine Liebe zurück," entgegnete der junge Mann schwermüthig. „Hat diese unselige Politik mich nicht von ihr getrennt? Ich soll sie nicht lieben, nicht besitzen, nicht etwa deshalb, weil sie Schwächen und Fehler hat, weil man etwa ihrem Rufe oder ihrem Charakter etwas nachsagen kann, nein man findet sie untadelhaft, wie ich sie finde, aber ich soll sie dennoch nicht haben, lediglich weil ihr Vater, ihre Verwandtschaft und vielleicht sie selbst über die Tagesfragen der Politik anders denken, wie man hier im Hause denkt. Ist eine tollere, verrücktere Zeit jemals gesehen worden?" —

„Romeo und Juliette wurden auch durch die Politik geschieden," sagte Therese lächelnd.

„O ich bitte Dich, vergleiche doch nicht unsere

Zeit mit jener hochpoetischen!" rief Robert zurück. „Aber allerdings — wenn ich's genau betrachte — einige Aehnlichkeit haben die beiden Zeitzustände doch mit einander. Aber halt mich nun nicht länger auf. Leb wohl, und sag den Eltern mit keiner Sylbe, wohin ich gegangen. Ich bin elend und unglücklich genug, ich will Euch die Macht nehmen, mich beides noch mehr zu machen."

Er fand den Freund dort, wo er ihn zu finden erwarten konnte. „Meine Nachrichten," sagte Emanuel, „haben als Quelle die Mittheilungen eines frühern Kolporteurs im Hause des Kaufmann Hermes." Dies war der Name von Helenens Vater. — „Er ist jetzt Zeitungsherumträger und versichert auf das bestimmteste die Tochter seines früheren Prinzipals in der Wohnung einer Geheimeräthin gesehen zu haben, und dieses Haus hat er mir genau beschrieben, so daß wir nicht fehlen können."

„Der Name dieser Frau?" sagte Robert.

„Den hab' ich vergessen, und sogar das Blättchen aus meinem Taschenbuche verloren, worauf er stand," entgegnete Emanuel. „Allein gleichviel; es wird in dem Hause doch eben nur eine Geheimeräthin sein, und die ist dann die Gesuchte."

„Allein unter welchem Vorwand führen wir uns bei ihr ein?“

„Das wird sich alles finden. Komm nur. Es ist jetzt die Zeit, wo die alten Damen Kaffee trinken, und unsere Geheimeräthin wird keine Ausnahme von der Regel machen.“

Die Freunde gingen.

Das Haus war bald gefunden und der Vorplatz erreicht. Hier zeigten sich nun die beiden Thüren, rechts und links.

„Teufel! zwei Geheimeräthinnen!“ schrie Emanuel überlaut. „Das stimmt nicht mit meiner Rechnung. Das ist ein Spiel der Hölle! Das ist, wie Wallenstein sagt, gegen alle Ordnung des Himmels und der Erde.“

„An dieser Thür befindet sich der Name, von Reinicke,“ sagte Robert. „Sollte die es sein? besinnst Du dich nicht auf den Namen?“

„Reinicke?“ wiederholte Emanuel, und legte die Spitze seines Stockes an die Nasenspitze. „Ein „ke“ war allerdings am Ende des Namens. Aber hier steht Blimke — es scheint mir noch besser zu passen! Wenn die Weibsbilder nur nicht beide Geheimeräthinnen wären.“

„Die meinige ist Offizierswittwe,“ hub Robert

kleinlaut an; „wenn Du das vielleicht brauchen kannst?"

„Nein, bleibe mir mit Deiner Wittwe vom Leibe. Ich weiß nichts als den Titel meiner Dame. Allein mir fällt ein Mittel ein. Laß uns eine Art Gottesurtheil zu Rathe ziehen: wir wollen beide Klingelschnüre zugleich in Bewegung setzen. Welche der Damen zuerst erscheint, bei der gehen wir vor."

Die Klingelschnüre wurden zu gleicher Zeit angezogen.

Die Thüren öffneten sich, und schlossen sich sogleich wieder mit donnerndem Schall. Die beiden Feindinnen hatten sich gegenseitig erblickt.

„Ah — famos!" rief Emanuel. „Sie kamen, sahen und — verschwanden!"

Nochmaliges Klingeln.

Jetzt kamen zwei Kammermädchen, unter dem Kleide der Einen guckte hier die schwarze Nase eines Hundes, dort die grünen Augen einer Katze hervor. Der Hund murrte, die Katze zischte und schrie. —

„Wohnt hier die Frau Geheimeräthin?"

„Ja, sie wohnt hier" — riefen beide Kammerkätzchen, die eine mit einer schwarz-weißen, die andere mit einer schwarz-roth-gelben Schürze.

„Ja, aber welche? Ihr Götter, ihr prüft

schwer!" rief der junge Dichter außer sich. „Wo ist die Kaffeegesellschaft?"

„Nun haben auch beide Kaffeegesellschaften, und zwar zu derselben Stunde!" klagte der Fragende. „Was ist zu thun? Wollen wir dem hübschen Kammermädchen folgen." Sie traten jetzt bei der Frau Geheimeräthin Blimke ein.

Ein Kreis von Damen, um einen runden Tisch herum, verneigte sich zum Gruße. Die Frau des Hauses stand noch, von ihrem ersten Ausfluge heimgekehrt, nahe an der Thür des Vorzimmers. Sie zeigte ein ernstes, strenges Gesicht, denn sie sann nach über das gleichzeitige Inbewegungsetzen der beiden Klingeln. Zum Glück erkannte Emanuel in ihr eine frühere Bekannte und hatte sie und ihren Mann, als dieser einst eine Erholungsreise in's Gebirge machte, bei seinen Eltern bewirthet, aber zerstreut und vergeßlicher Natur, wie er war, hatte er den Namen und die Personen, die ihn trugen, längst vergessen. Jetzt war der Vorwand gefunden; man kam, um eine alte, theure Bekanntschaft zu erneuern. Die Geheimeräthin fand dies von dem jungen Manne sehr artig und nahm auch seinen Freund wohlwollend auf. Die Damen strickten sämmtlich an groben, graufarbigen Strümpfen. Auf dem Tisch lag ein

Bogen Papier und neben dem Kaffeegeräth stand ein Tintenfaß und ein Päckchen Zeitungsblätter waren zur Seite desselben angehäuft. Eine große, magre Dame, mit einer gerötheten Nasenspitze saß vor dem Bogen Papier und dem Tintenfasse. Sie war die einzige, die nicht strickte. Es herrschte eben eine lebhafte Debatte, als die neuen Ankömmlinge erschienen. Die Dame legte ihre Feder nieder und durchblickte, unzufrieden über die Störung, einige Zeitungsblätter.

„Da die Herren mich kennen, und meine Richtung," hub die Wirthin an, „so ist kein Grund vorhanden, weshalb wir uns vor ihnen verschleiern sollten. Liebste Emerentia, fahren Sie nur fort, uns Ihre Ansichten und Entwürfe mitzutheilen."

„Ich weiß doch nicht" stammelte die Dame, „es betrifft die eigenthümlichsten Verhandlungen des Bundes!"

„Auf meine Verantwortung," sagte die Wirthin — „auf meine Verantwortung, theure Emerentia."

„Nun denn! Ich bin mit der Fassung unsers Aufrufs nicht ganz zufrieden. Wir müssen mehr, vielmehr thun als die Württemberg'schen Jungfrauen. Ebendasselbe, oder wenigstens nicht mehr, steht uns nicht an. Einen noch viel gewaltigern Aufschwung muß unser Gefühl nehmen. Ich denke, meine Damen, Sie sind darin mit mir einig. Einen noch viel

gewaltigern Aufschwung! Wenn Jene die Höhe des Montblanc erreichen, so müssen wir einen Chimborasso, einen Himalaya überfliegen."

„Einen Chimborasso! einen Himalaya!" rief der Kreis „O wie köstlich!" Und die Stricknadeln schwirrten und glitzerten.

„Ich habe gesprochen!" rief Emerentia. „Ist Jemand, der mir eine Gegenrede bietet?"

Allgemeine Stille.

„Dann ist mein schüchterner Antrag zum Beschluß erhoben. Ich sage, mein schüchterner Antrag, denn eine Jungfrau soll immer schüchtern sein. Wenn sie auch Muth wie zwölf Löwinnen hat, sie sei doch immer schüchtern. Ich bin nicht für die Emancipation, meine Damen."

„Wir sind Alle nicht dafür" — stimmte der Kreis.

„Eine celtische Jungfrau ist schüchtern. Sie ist nicht Sarmatin; die Polinnen sind keck, eine Celtinn ist schüchtern. Also, meine Damen, ich bin eine Demokratin, aber zugleich eine Celtinn. Ich bin zugleich schüchtern und muthig; eine Taube nach vorn, eine Löwin rückwärts. Blut und Barricaden heute, morgen Milchkaffee und Sahntörtchen! Heute Vitriolspritze und Steinschleuder, morgen gehäkeltes Spitzenhäubchen und Tüllschleier. Ich

sage Ihnen das nur, um anzudeuten, wie wunderbar die Weiblichkeit mit der äußersten Männlichkeit in der Seele einer Demokratin von ächtem Wasser abwechselt. Aber nun wieder zu unserem Entwurf. Die Württemberg'schen Jungfrauen haben nämlich publicirt, daß sie alle miteinander nur dem Manne mit Liebe nahen wollten, der die Sache der Volkspartei ergreift, mit andern Worten, der kein Fürstensöldner ist. Das ist erhaben und groß. Mit andern Worten heißt es: Sie wollen ewig sitzen bleiben, wenn kein Demokrat nach ihnen freit. Das ist aber nicht genug für uns. Das Sitzenbleiben kann nicht entscheidend sein. Es bleibt Manche sitzen, und Niemand erfährt, weshalb, und daß sie aus edlem Beweggrund sitzt. Bei uns muß das anders sein. Wir wollen uns den Männern in Liebe nahen, wir wollen selbst den Fürstensöldlingen Liebe zeigen, damit, wenn sie in die Falle gezogen, wir dann eine blutige Rache, — ich sage, eine blutige Rache an ihnen nehmen können."

Die Vortragende hielt inne und besah sich unwillkürlich die Nägel ihrer langen magern Finger.

Ein kleines Frösteln ging durch die Gesellschaft, dann wurden aber desto muthiger und schneller die großen grauen Strümpfe wieder in Arbeit genommen.

„Ja, wir müssen durchaus etwas vor den edlen Württembergerinnen voraushaben. Sie haben schon den glücklichen Gedanken mit dieser prächtigen Veröffentlichung gehabt, wir können nicht ganz dasselbe nachahmen; was würde denn das noch für einen Eindruck machen.“

„Also es soll in die Zeitungen kommen?“ fragte eine kleine blondhärige Demokratin.

„Freilich,“ entgegnete „der Stolz und die Blume der preußischen Jungfrauen.“

„Alsdann“ hub die kleine blonde Demokratin schüchtern an, „wird sich, fürchte ich, Niemand uns in Liebe nahen, wenn er es schon im Voraus weiß, was wir im Schilde führen“ —

„Hm“ riefen Einige im Kreise.

Der „Stolz und die Blume“ wurde von allen Seiten fragend angesehen.

„Es ist nicht ganz ohne, was unsere kleine Blutrothe,“ nahm der „Stolz und die Blume“ das Wort — in diesem Augenblick war die kleine schüchterne Demokratin in der That blutroth geworden — „da gesagt hat. Die Männer, diese elenden Fürstenknechte, sie werden sich auch hier, wie überall feige beweisen, und sich lieber gar nicht mit uns einlassen.“ —

„Sicher werden sie das nicht thun!“ riefen Alle.

„Wir lassen es also lieber nicht in die Zeitungen setzen.“

„Doch! in die Zeitungen muß es kommen! O in die Zeitungen wird es kommen.“

„Theure Emerentia,“ hub die Wirthin an. „Könnten wir es nicht in veränderter Fassung zur Oeffentlichkeit bringen, und zwar so, daß die Jungfrauen erklärten, daß sie sich den Männern in Liebe nähern wollten — das heißt allen Männern ohne Unterschied — und dann, das Uebrige, verschweigen wir.“

„Das ginge!“ rief die kleine Demokratin.

„Nein, mein kleiner Mirabeau, das geht nicht,“ sagte der „Stolz und die Blume“ mit einem kleinen wehmüthigen Lächeln. „Wenn wir die Aufforderung so in dieser Fassung publiciren, so lautet sie ja wie eine simple Liebeserklärung, die wir allen Männern machen, und wie würde dadurch unser Ruf leiden. — Nein, theure Geheimeräthin, das können Sie uns, den Jungfrauen durchaus nicht anrathen, viel eher könnten es die Frauen wagen.“

„Wir sehen nicht ein, weshalb wir es wagen sollten,“ riefen drei Frauen. „Sollen wir etwa da-

bei die Katzen sein, die die Kastanien aus dem Feuer holen?"

Die drei Frauen machten empfindliche und entrüstete Mienen, und warfen ihre grauen Strümpfe herum.

Der Club drohte in eine Spaltung zu verfallen.

„Niemand soll hier eine Katze sein, und Niemand eine Kastanie" — sagte Emerentia mit Stolz und Sicherheit. Ich wiederholte dabei, daß wir den Aufsatz in seiner ursprünglichen Fassung annehmen. „Naht sich uns auch kein Mann in Liebe, was thut's denn weiter? So sind wir die Männer einmal für allemal los. Wir bedürfen ihrer nicht."

Die kleine blonde Demokratin glühte.

Niemand antwortete. Ein stilles, heimliches Rasseln mit den Stricknadeln.

Robert und Emanuel sahen sich verstohlen an, und unterdrückten ein Lächeln. Der Letztere rief laut: „Meine Damen, lassen Sie nur die Aufforderung ganz so abdrucken, und sein Sie versichert, ein tüchtiger Demokrat von gutem Schrot und Korn wird sich nicht abschrecken lassen. Er weiß ja doch daß für ihn keine Gefahr ist. Ich wenigstens, meinestheils bliebe nicht zurück."

Eine allgemeine Zustimmung folgte diesen Worten.

Der „Stolz und die Blume" legte den Aufsatz mit großer Siegestrunkenheit bei Seite. Einige andere Gegenstände kamen zur Berathung. Namentlich wurde die Vertheilung von demokratischen Almosen und Ehrengaben berathen.

Emerentia nahm die Liste zur Hand. „Da ist die Wittwe Nickelchen, eine Topfflickerin, sie hat sich als Barricadenkämpferin gemeldet und beansprucht" —

„Das Zuchthaus!" fiel eine kleine, sehr giftig blickende Dame, mit einer großen Hornbrille der Vorleserin in's Wort. „Diese Nickelchen ist eine ausbündige Lügnerin und Täuscherin. Sie hat in meiner Nachbarschaft sechs Kindern die Ohrringe ausgehäkelt, und drei Hunden die Halsbänder abgeschnallt. Ich kenne die Biographie dieses Weibsbildes. Sie hat einen alten Vetter, einen Trunkenbold, der zufällig bei den Barricaden erschossen worden, und deshalb nennt sie sich eine Barricadenkämpferin."

„So werde ich an ihren Namen ein Kreuz machen," sagte Emerentia, „und ihr sagen lassen, daß sie uns verdächtig erscheint."

„Sehr verdächtig!" bemerkte die Dame mit der Hornbrille.

„Dann steht Samuel Piersen da, ein Ehren-

mann," fuhr die Vortragende fort, „der durch die jämmerlichen Ministerien und Belagerungszustände an den Bettelstab gebracht worden."

„Was ist denn sein eigentliches Geschäft?" fragte die Geheimeräthin.

Die Vortragende konnte das undeutliche Manuscript nicht gut lesen, uud sie brachte heraus: „Romanenleser" —

„Was — er liest Romane? und das ist sein Geschäft?" riefen alle Damen, wie mit einer Stimme — „Und dafür beansprucht er Unterstützung?"

„Nein, nein — das ist etwas anders — das Wort ist mit so blasser Tinte geschrieben: „Kramaufleser!" So wird es sein. Das heißt also „Lumpensammler." Wer kennt denn diesen Mann?"

„Ich," sagte eine starkleibige Dame. „Es ist ganz richtig, durch den Belagerungszustand ist er heruntergekommen. Im Sommer und Herbst hatte er sein gutes Auskommen. Er klebte demokratische Placate an, und riß Abends dieselben Placate im Auftrage des Preußenverein's wieder ab. So wurde er von beiden Theilen bezahlt, ohne daß Einer von dem Andern wußte. Es ist ein Pfiffikus à la mode. Seine Söhne sind sämmtlich Wühler und eine lahme

Schwester hat er, die fliegende Buchhändlerin war. Jetzt ist die Arme freilich wieder zu ihrem frühern Berufe, zu den Zahnstochern zurückgekehrt." —

„Der Schneider Rodbertus —

Ja so! Er heißt eigentlich Klimo," nahm die Wirthin das Wort; „allein er hat den Namen unsers großen Volksmannes angenommen. Ich kann für ihn stehen, er bedarf der Unterstützung. Der Mann hatte das Unglück, lauter reactionäre Kunden zu haben, die zwar reich waren und richtig zahlten, aber deren Geld doch dem ehrlichen Mann in der Tasche brannte. Er hat ihnen allen aufgesagt, und nun wartet er, daß die „Männer des Volks" bei ihm arbeiten lassen. Da das zwar geschieht, aber da Niemand zahlt, sitzt er im Elend, hat seine zwanzig Gesellen wegschicken müssen und verseufzt seine Tage hinter dem öden Arbeitstisch. Er ist gleichsam ein Märtyrer." —

„Kein Märtyrer, sondern ein Schutzmann," sagte die kleine giftigblickende Dame. „Ich habe ihn noch gestern an der Ecke einer Straße gesehen."

„Wenn das ist," rief der „Stolz und die Blume;" „wenn er zu diesen nichtswürdigen Schergen der Gewalt übergegangen ist — so"

„O, das bedarf noch sehr der Bestätigung," nahm die Geheimeräthin das Wort.

„Wenn Sie, meine Damen, in meine Worte Zweifel setzen," sagte die kleine giftige Dame, indem sie wundersam unter und zugleich über ihrer schwarzen Hornbrille hervor sah, „so weiß ich, in wessen Haus ich zum letztenmal gegangen bin."

Zum zweitenmale drohte dem Club Spaltung.

Die kleine giftige Dame wollte sich erheben, wurde jedoch mit der Anstrengung von sechs Armen auf ihrem Platze zurückgehalten.

Da die Liste einen so aufregenden Inhalt hatte, so wurde sie einstweilen bei Seite gelegt, und man ging auf die eingesendeten Gaben und Geschenke über, die ohne Zweifel erfreulicherer Natur waren.

Vor allen Dingen erhielt die Wirthin ein „wunderschönes kleines Oreillier" mit lauter Barthaaren gepolstert, zu welchem jeder ihrer Lieblinge etwas von seinem Kinnschmuck beigesteuert hatte. Es war dies ein sehr originelles, aber zugleich ungemein gemüthliches Geschenk. Mit Lächeln nahm die Wirthin das kleine feuerfarbene Kissen in Empfang, und versprach, nicht zu dem prosaischen Gebrauch es zu verwenden, zu dem die Bescheidenheit der Geber es bestimmt, sondern es auf ihre Toilette zu legen, um

gelegentlich Busennadeln und andere kleine Pretiosen darauf anzuheften.

„Es muß in diesem Jahre die demokratische Wollschur äußerst ergiebig ausgefallen sein," bemerkte die kleine giftige Dame, „denn ich habe zu meinem Geburtstage ein ähnliches Kissen erhalten."

Man achtete auf diese Bemerkung nicht.

„In meinem Beutel sind auch von Held Haare darin;" sagte die Sprechende mit Triumph.

Man achtete wiederum nicht darauf. Die Geheimeräthin gab sich innerlich das Wort, die kleine giftige Dame sei eine verkappte Reactionärin, die hieher komme, um den Frieden zu stören. Sie sagte deshalb spitz:

„Dagegen sind in meinem Beutel, wie ich aus dem beigefügten Zettel sehe, Haare von Jung und Vater Karbe, was vielleicht eben so viel sagen will, wenn nicht mehr."

„Kurz, die Demokratie hat Haare gelassen, und wir sind's, die diese Haare sammeln," sagte die kleine giftige Dame mit einem Gelächter, das noch viel giftiger klang, als die Dame aussah.

Die Sprechende sank in der Achtung Aller. — Die Dame des Hauses nahm sich vor, von dieser Dame künftig nur zu sprechen, als von einer Per-

son, die sie nur zufällig kennen gelernt, und für die sie sich „keineswegs“ verbürge. Die Dame dagegen nahm sich vor, nur „ganz gelegentlich“ der Bekanntschaft mit der Geheimeräthin zu erwähnen.

Dem Club drohte zum drittenmal eine Spaltung.

Da kam „der Stolz und die Blume“ zu Hülfe. Fräulein Emerentia erklärte, daß sie jetzt auf die, dem Vereine bevorstehenden Festlichkeiten übergehe, und hiermit verkünde, daß, wenn in diesen Tagen der König die Kaiserkrone annehme, wie er ganz ohne Zweifel thun werde, sechs Demokratinnen sich an den Altar begeben würden, um sich mit den Gegenständen ihrer Wahl trauen zu lassen.

Der ganze Kreis wollte die Namen dieser Damen wissen. Mit Lächeln bemerkte Emerentia, sie wüßte sie nicht.

Man warf heimlich die Frage auf, ob wohl Fräulein Emerentia selbst unter der Zahl der sechs demokratischen Bräute sei, und zwei Frauen nickten sich sehr bemerkbar einander zu. „Der Stolz und die Blume“ blickte nieder und spielte mit den Zipfeln ihres Halstüchelchens. Eine sehr auffallende Pause entstand.

Niemand sah auf die kleine blonde Demokratin, die mehr als je glühte. Die kleine blonde Demokratin war unter den „sechs.“ Es war dies aber

ein Geheimniß. Sie hatte sich einen jungen Künstler ausgewählt, der früher Madonnen gemalt hatte, und jetzt Schilder für demokratische Tabackshandlungen malte.

Die kleine blonde Demokratin liebte ihren kleinen blonden Demokraten maaßlos.

„Dann steht uns eine Taufhandlung bevor" — setzte Emerentia ihre Rede fort. „Dem tüchtigen Volksfreunde, dem Käsehändler Katersprung, ist ein Töchterchen geboren, dem er die Namen Uhlicha, Schrammine, Waldeckine, Jungine geben will. Der alte Prediger an der Kirche, bei der er eingepfarrt ist, hat gesagt, er wüßte nicht, was das für confuse Namen wären, und hat sich geweigert, auf diese Namen das Kind zu taufen, allein statt des alten royalistischen Narren hat sich ein junger, volksfreundlicher Prediger gefunden, und die Taufe wird am nächsten Mittwoch vor sich gehen. Sie, meine Damen, sind sämmtlich dazu eingeladen. Wir werden uns im Keller, Jüdenstraße Nro. 74 einfinden."

„Ich geh' in keinen Keller," hub die kleine giftige Dame an, „und besonders nicht in diesen. Es duftet häßlich darin nach schlechtem Käse, und man stößt sich den Kopf ein."

„Aber wir gehen Alle hinein!" riefen sämmt-

liche Damen. Uns schreckt kein übler Geruch und keine unbequeme Thür. —"

„Darum ist unsere Demokratie, meine Damen, auch frühzeitig in üblen Geruch gekommen," sagte die kleine giftige Dame mit einer grenzenlosen Unverschämtheit. Bei der Entrüstung, die hierüber entstand, sagte Emerentia mit unbeschreiblicher Hoheit und Milde:

„Wir gehen in den Keller. Die Sache ist abgemacht. Kein Wort weiter."

Die starkleibige Dame seufzte. Sie hatte es schon einmal versucht, in den Keller hinabzusteigen, um eine volksthümliche Rede darin anzuhören, und war in der engen Thüre stecken geblieben.

Robert gab ungeduldig seinem Freunde ein Zeichen, und dieser wandte sich zu der Geheimeräthin, indem er sie merken ließ, daß er etwas besonders Wichtiges sie zu fragen habe. Die gefällige Dame stand auf, und begab sich mit den beiden jungen Herren an's Fenster.

„Ich brauche Ihnen wohl nur den Namen Helene Hermes zu nennen," hub Emanuel an, „um Sie sogleich auf den Zweck meines heutigen Besuches zu bringen."

„Helene Hermes?“ wiederholte die Gefragte. „Ich habe wohl flüchtig diesen Namen gehört.“

„Das Mädchen hat bei Ihnen, edle Frau, eine Zufluchtsstätte gefunden.“

„Bei mir? Nein. Wie sollte ich auch — ich kenne sie ja nicht.“

„Sie kennen sie nicht? Sie kennen den Kaufmann Hermes nicht, der ausgewandert ist?“

„Wie gesagt, ich habe von ihm gehört,“ sagte die Dame etwas gereizt. „Es ist mir nie in den Sinn gekommen, seine nähere Bekanntschaft zu suchen, und zwar aus dem Grunde, weil er hier mit meiner Nachbarin, der Geheimeräthin von Reinicke verwandt ist.“

„O jetzt besinne ich mich,“ rief Emanuel, froh einen Ariadnefaden aus diesem Labyrinthe gefunden zu haben. „Die Geheimeräthin ist ja Ihre Busenfreundin.“

„Meine Busenfreundin!“ rief die Dame und riß die Augen weit auf. „Was soll das? — Wohin zielt das? Wie verstehe ich das?“

„Mein Himmel, wie Sie damals meine Eltern besuchten, Gnädigste — sprachen Sie da nicht stets von dieser Dame, und in den wärmsten Ausdrücken?“

„Damals!“ sagte Frau Blimke empfindlich.

„Sie haben in diesem Worte „damals“ Alles ausgesprochen. Seitdem kenne ich diese Frau nicht, und wünschte, ich könnte sagen, ich habe sie nie gekannt.“

Das Gespräch war hiermit zu Ende. Ein Herr war unterdessen eingetreten. Die corpulente Dame näherte sich der Frau vom Hause, und auf den Eintretenden weisend sagte sie:

„Hier, meine Liebe, ist der Herr Kieselack, der schon lange gewünscht hat, hier eingeführt zu werden.“

Die Begrüßungen gingen vor sich. Emanuel und Robert entfernten sich unterdessen, und hatten die Keckheit, grade über den Flur herüber an der feindlichen Klingel zu ziehen. Das Kammermädchen mit der Katze zeigte sich nochmals.

12.

Wieder vergebens!

Frau von Reinicke saß hier auf dem Sopha, ebenfalls von einem Kreise von Damen umgeben, und diese Damen tranken ebenfalls Kaffee, und strickten ebenfalls an großen, grauen Strümpfen, nur, daß diese Strümpfe hier für die Soldaten bestimmt waren, wie sie es drüben für die Proletarier waren. Diese Gleichheit in der Decoration wirkte auf die zwei Besucher anfangs gleichsam betäubend. Emanuel mußte seine volle Geisteskraft zusammennehmen, um nicht in seltsame Spiele der Phantasie zu verfallen; es gemahnte ihn, wie ein phantastischer Traum, in welchem immer dieselben Damen immer denselben Kaffee trinken und nie endende graue Strümpfe stricken.

„Jetzt mußt Du Dir einen Vorwand unseres Besuches erdenken; ich bin mit meinem Witz zu Ende,"

sagte Emanuel zu Robert, diesen vorwärts schiebend.

„Ich werde sagen, daß wir Wohnungen miethen wollen," flüsterte Robert.

„Ich bitte Dich, nur nicht einen so trivialen Grund angegeben!" sagte Emanuel drohend. „Ersinne gefälligst etwas Anderes. Lieber sage, daß Du kämest, der Tochter des Hauses Deine Hand anzubieten, oder daß Du Dich gezwungen sähest, dem Sohne des Hauses den Hals zu brechen."

„Ich bin kein Dichter," sagte Robert spottend.

„Glaubst Du, daß ich dies erst heute merke?" entgegnete ihm der Freund in demselben Tone. „Allein, Du bist verliebt, und da verdienst Du wenigstens, daß ein Dichter sich Deiner annimmt. Also nur vorwärts, mit Gott, für König und Vaterland!"

„Mißbrauche diesen edlen Spruch nicht," sagte Robert ernst, „in welchem in der That die ganze und volle Ermannung unsres Volkes aus der Zeit der Schmach, des Truges und der Verblendung ausgedrückt ist. Einmal schon war er das Motto unsrer Preußenehre, er soll es jetzt zum zweitenmale werden."

„O, daran ist kein Zweifel! Ich halte es aber mit den Thaten, nicht mit den Sprüchen. Beweiset, rufe ich immer, beweiset, daß Ihr Euren König

liebt, beweiset, daß Ihr treu zum Vaterlande haltet, beweiset, daß Ihr den Fortschritt wollt in edler deutscher Männer Weise, nicht in der Afterweisheit fremder Lumpenherrschaft — beweiset — beweiset, und zum drittenmal — beweiset! — Mit Sprüchen, Devisen und Kokarden ist's nicht gethan." —

„Unser Heer hat's bewiesen!"

„Ah — da senke ich meinen Degen! Ehre — dreimal Ehre diesem Heere!" rief Emanuel.

Jetzt standen sie vor dem Damenzirkel. Robert wußte noch durchaus nicht, was er sagen sollte. Aber die Dame des Hauses half ihn, wie drüben Emanueln, aus der Verlegenheit.

„Ach, Herr von Ruborn!" rief sie, „Sie kommen, um sich die versprochene Auskunft zu holen. Als Ihr Vater neulich so gütig war, mir einen so beträchtlichen Zuschuß für meine kleine patriotische Kasse zu geben, sagte ich ihm zu, daß ich in diesen Tagen ihm wolle Rechenschaft ablegen."

„Nicht, um Dank zu empfangen, meine Verehrte —" sagte Robert mit schnell sich zurechtfindender Geistesgegenwart, „sondern, um Ihnen den seinigen zu überbringen, sendet mich mein Vater hieher, zugleich einen langgehegten Wunsch meinerseits erfüllend."

Somit war die Empfangsangelegenheit glücklich vollendet. Die Herren wurden dem Kreise der Damen zugeführt und aufgefordert, an einer kleinen Lotterie Theil zu nehmen, die eben im Gange war. Sie kauften sich sogleich zu hohen Preisen einige Loose, und waren nun gewärtig, daß von den auf dem Tische angehäuften völlig nutzlosen Sächelchen ihnen etwas zufalle. In der That erhielt Robert ein Kinderhäubchen und Emanuel eine Klingelschnur. Das junge Mädchen, das diese Gewinne vertheilte, war mit ihrem frischen, lieblichen Lächeln, ihren rothen Lippen und muntern, großen Augen selbst der beste Gewinn. Fortuna hätte durch sie einen zinnernen Löffel verschenken lassen können, und man hätte ihn ohne Murren angenommen.

Ein großer, breitschultriger, noch junger Mann schlug ein lautes Gelächter auf, als er in Robert's Hand das Häubchen sah. Dieser breitschultrige Jüngling wurde von einem großen Theile der Tischrunde der „Vetter" genannt.

„Worüber lachen Sie, Vetter?" sagte eine nicht mehr junge Dame. „Etwa über das unpassend verschenkte Häubchen? Ich bin überzeugt, daß Herr von Ruborn seinen Gewinn wieder unserem kleinen

Vorrath zurückgiebt. So ist's wenigstens Sitte bei unseren Lotterien."

„Mit Vergnügen," erwiederten unsere Gewinner; und Klingelschnur und Häubchen wanderten wieder auf das Häuflein Gewinnste zurück. Nochmals wurden theure Loose gekauft, und nochmals ging die Ziehung vor sich. Diesmal überreichte mit noch viel lieblicherm Lächeln das hübsche Mädchen Robert ein Nadelkissen und Emanuel einen Cigarrenhalter.

„Ach — endlich etwas Nützliches!" rief dieser naiv. „Dies behalt' ich."

Der Vetter schlug wieder ein lautes Gelächter auf.

Die Unerbittliche sagte: „Allerdings könnte dieses Geschenk auch für Sie nützlich sein, mein Herr; allein bedenken Sie, wie viele unserer armen Soldaten, wenn sie von ihrem beschwerlichen Dienst auf die Wachtstube heimkehren, die Wohlthat eines Cigarrenhalters entbehren müssen. An diese armen lieben Leute ist recht eigentlich gedacht worden, als der Comité mit schwerem Gelde diese Spitze kaufte."

Die Cigarrenspitze und das Nadelkissen wanderten auf das Häuflein zurück, das auf diese Weise nie kleiner wurde. Zum drittenmal Ziehung, Gewinnste-Aus- und wieder Ablieferung. Der Vetter

fand dies unbeschreiblich spaßhaft, allein unsere beiden Freunde waren nicht ganz dieser Ansicht, denn sie hatten Jeder einen Louisd'or verloren.

„Ja, ja!" rief der Vetter und hielt sich noch die Seiten vor Lachen, „hier gewinnt man nie! Es ist die pfiffigste Lotterie von der Welt! Aber wer sich einmal verbrannt hat, kommt dem Feuer nicht wieder nah. Ich nehme kein Loos."

„Das ist sehr unrecht von Ihnen, Vetter," sagte das junge hübsche Mädchen.

„Ei, lieber schenke ich gradezu das Geld, wenn ich's grad übrig habe, als daß ich mir solche kleine Lumperei anfliegen lasse, die gleich wieder zurückfliegt. Die Herren da haben auch doch gradezu das Geld geschenkt —"

„Wir nehmen keine Geschenke an," riefen drei Damen einstimmig. „Das unterscheidet uns eben von so vielen anderen Gesellschaften zu „guten Zwecken." Nie Geld — ist unser Wahlspruch — immer eine kleine Gabe, wenn sie auch noch so werthlos wäre. So zum Beispiel hat Fräulein von Blümich neulich ihre Gedichte herausgegeben!"

„Furchtbar werthlos!" schrie der Vetter und lachte noch eine Viertelstunde darauf.

„Fräulein von Anrim malt wunderschön kleine

Landschaften, jede mit einem Tempelchen und einem zerlumpten Wanderer im Vordergrunde, und einer Pappel im Hintergrunde.

„Furchtbar werthlos!“ brüllte der Vetter.

„Dann geht die gute liebe Mäusefang von Haus zu Haus, und sammelt Blätter zu einem Album. Dies Album ist verspielt worden, und der Comité hat jedesmal auf zarte Weise zu verstehen gegeben, daß er das Album wieder gern in seine Hände zurückwünsche. Man hat diesem Comité diesen Gefallen erzeigt, und nun wird es dem Könige zu Kauf angeboten werden.“

„Das ist alles verteufelt industriell!“ bemerkte der Vetter. „Ich sage, der Gott sei bei uns kann's nicht pfiffiger anfangen als unsere Damen.“

„Sie sind ein schlechter Patriot!“ rief eine der Damen.

„Oho! das soll man mir nicht nachsagen!“ schrie der junge Mann. „Ich, ein schlechter Patriot! Frau Hofräthin, ich will das nicht zum zweitenmale hören.“

Der junge breitschultrige Mann wurde roth=blau=braun im Gesicht.

„Man beleidige meinen Vetter nicht,“ nahm eine junge Wittwe das Wort. „Er ist uns unent=

behrlich. Da er selbst nie von seinen Thaten spricht, so ist's nöthig, daß ich davon etwas erzähle. Neulich ist er in ein Lesecabinet gegangen, zu einer Stunde, wo die übrigen Besucher sich bereits entfernt hatten, und hat dort aus den Journalen alle die nichtswürdigen Bilder und Blätter gerissen, die Beleidigungen auf unsere Regierung enthielten."

„Was sagen Sie, Cousine — ein Lesecabinet? Ich habe es mit fünf Lesecabinetten so gemacht. Aber jetzt fangen die Leute an schon etwas aufmerksam auf mich zu werden. Doch meinethalben! Ich gedenke meiner Wirksamkeit ein noch größeres Feld zu bereiten und werde mich nun in die Leihbibliotheken verfügen."

„Ah — eine Art Censur!" rief Emanuel.

„Richtig! Ich bin ein Censor ohne Gehalt," sagte er sehr selbstzufrieden „und meine Scheere ist mir angewachsen." Er zeigte auf seine Finger.

„Sie nannten vorher, Frau Steuerräthin," hub eine der Damen an, „das Fräulein Mäusefang. Wissen Sie, daß ich mit ihr gebrochen habe."

„Nicht möglich! Und weshalb? —"

„Wir sitzen neulich im Theater beisammen, da seh' ich, zufällig niederblickend, etwas brennend Rothes auf meinem Knie." —

„Um Gotteswillen, was war das?“

„Errathen Sie. Es war das Unterfutter des Mantels der Mäusefang. Stellen Sie sich diese Infamie vor, so hat die Person ein republikanisches Unterfutter an ihrem Mantel. So etwas ist mir denn doch noch nicht vorgekommen! Ganz deutlich — schwarz und roth gewürfelt! Sie wollte sich entschuldigen; allein Sie können glauben, daß ich auf nichts hörte. Ich nahm mir einen andern Platz. Zudem zeigt sich's immermehr, daß ihr Neffe rothes Haar bekommt.“ —

„Aber ich versichere Sie, Theure, die Mäusefang ist treu wie Gold.“

„Nun, wir wollen sehen. Ich habe auch neulich bemerkt, wie sie in einen Laden ging, wohin keine von uns den Fuß hineinsetzt.“

„Ich sagte es immer,“ seufzte eine andere Dame, „mit der Mäusefang ist's nicht richtig.“

„So wollen wir sie nie wieder sehen!“ bemerkte die Wirthin entrüstet.

Die Thür öffnete sich, und Fräulein Mäusefang trat ein, mit einem kolossalen Album unter dem Arme. Eine etwas kalte, ceremonielle Begrüßung fand Statt. Drei Damen greifen zu ihren Lorgnetten und betrachten Fräulein Mäusefang von oben bis unten,

aber sie können keinen andern rothen Fleck an ihr bemerken als ihre Nasenspitze.

„Treu wie Gold!" murmelte die Steuerräthin. „Ich kenne meine Getreuen. Gutes, liebes Mäusefängchen, kommen Sie, setzen Sie sich her, arme Kleine. Man hat Sie verdächtigen, man hat Sie anschwärzen wollen!" —

„Wer?" rief das Fräulein, und hielt das Album wie einen riesigen Schild vor sich, und schwang ihren Sonnenschirm wie eine Lanze. „Wer? frag' ich."

„Nichts, nichts!" rief die Frau des Hauses. „Nur kein Zerwürfniß."

Ein allgemeines Murmeln, und eine aufgeregte Stimmung machte sich geltend.

Immer noch stand die Angeschuldigte da mit ihrem Schild und ihrer Lanze.

„Ich frage: wer?" wiederholte sie.

Dem Vetter gelang es Frieden zu stiften; er faßte in einer jeden seiner großen Hände drei Damenhände und an diesen sechs Händen zwang er die Besitzerinnen derselben zur Ruhe. Dann holte er das Fräulein, das sich mit ihrem Album und ihrem Sonnenschirm in die Ecke des Zimmers geflüchtet hatte, im Triumph wieder an den Tisch zurück.

„Wenn kleine politische Zwistigkeiten unter Freun-

den vorkommen," nahm die Frau des Hauses wieder das Wort, „so will das wahrlich nicht viel bedeuten; aber was sagen Sie dazu, meine Damen, daß ich schon seit Jahren unter einem Dache wohne mit einer Vaterlandsfeindin, die sich nicht scheut, heimlich, gegen das Verbot, Waffen zu bewahren. Was sagen Sie dazu?"

„Ich würd's für ein Ding der Unmöglichkeit halten, wenn Sie selbst es nicht erzählten," bemerkte die Steuerräthin. „Und wer ist's denn?"

„Die Blimke drüben."

„Entsetzlich! Unerhört! Wir würden es in Ihrer Stelle sofort anzeigen." —

Die Dame des Hauses erwiederte: „So wollt' ich auch; allein ich habe mich eines Besseren besonnen, und hier der Vetter wird die Güte haben, zu dem General zu gehen."

„Noch heute!" bekräftigte der breitschultrige junge Mann.

„Also urtheilen Sie, was ich empfinde — unter einem Dache mit einem solchen Ungeheuer," setzte die Bemitleidete ihre Rede fort. „Ich bin auch fest überzeugt, das nagt an meinem Leben. Ich bring' es nicht mehr weit. Ich werde täglich und stündlich

in meinen heiligsten Gefühlen verletzt. Noch neulich war der Fall mit dem Schornsteinfeger. —"

„Was war das für ein Fall?" fragten mehre Damen neugierig.

„Nun, den hat sie mir weggekapert. Vor der Nase weggekapert. Ich hatte in dem Jungen wahren und ächten Patriotismus entdeckt, während er hier in meiner Kaminecke saß und eine Butterstulle verzehrte, die ich ihm von meinem Frühstück gab. Kaum bekommt die scheußliche Republikanerin Wind von meiner Bekehrung, so bearbeitet sie sofort auch den Knaben, und bringt es durch größere Butterstullen dahin, daß er von mir abfällt und zu ihr übergeht. Jetzt ist der kleine Taugenichts Republikaner, und läßt Hecker und Struve im Schornstein leben."

„Wo sie hin gehören —" bemerkte der Vetter, und lachte schallend.

„Aber ich habe mich gerächt," fuhr die Geheimräthin fort, „ich habe der nichtswürdigen Person ihre Milchfrau dagegen weggekapert. Die geht jetzt nicht mehr über ihre Schwelle. Aber alle solche Kämpfe, wenn man auch Sieger bleibt, bringen doch eine ewige, nicht zu stillende Aufregung zu wege, und diese Aufregung nagt am Leben, wie ich schon die Ehre hatte zu bemerken."

„Ein Schornsteinfeger ist schon eine Milchfrau werth!“ rief Emanuel zerstreut und in einem Tone, als spräche er eine politische Wahrheit aus.

„Sie haben ganz recht,“ rief die Wirthin, „und ich lobe dies feine und richtige Gefühl in Ihnen. Man findet es heuzutage bei der Jugend so selten.“

Robert trug jetzt sein Anliegen der Dame vor. Sie hörte ihn mit sichtlicher Aufmerksamkeit an. Aber der Fragende erfuhr nichts. Konnte man ihm drüben nichts sagen, so wollte man hier ihm nichts sagen. Die Geheimeräthin war mit im Geheimniß, wenigstens glaubte sie es zu sein, und somit waren einige Reden, wie daß sie von dem Mädchen nichts wisse, daß sie sich aber bemühen wolle, von ihr etwas zu erfahren, alles was der junge Mann erlangen konnte. Er machte sich bereit, seinen Rückzug anzutreten. Als er einen Blick auf den Tisch warf, bemerkte er, daß der Kreis um ihn her sich um einen Gast vermehrt hatte, und zwar war dieser wiederum kein Anderer als Herr Kieselack, der auch hier Eintritt gefunden hatte. Als die beiden Freunde sich entfernten, griff auch Herr Kieselack nach seinem Hut, und eben dasselbe that der Vetter, der sich zu seinem Gange zum General anschickte.

Emanuel und der Vetter gingen voraus, Robert und Herr Kieselack folgten.

„Sie kennen also diese beiden Frauen nebst ihrer Gesellschaft oder vielmehr ihrem Anhange auch?“ sagte Robert leichthin.

„Erst seit heute,“ tönte die Antwort. „Das Haus stand auf meiner Liste.“

„Sie führen eine Liste?“

„Eigentlich nur ein paar Notizen,“ entgegnete Herr Kieselack lächelnd. „Ich merke mir an, in welcher Gegend der Stadt noch allenfalls etwas Neues für mich zu finden sein möchte. Früher waren es zwei langweilige alte Weiber, aber seitdem sie eine so seltsame Feindschaft zwischen sich gegründet haben, amüsiren sie mich. Obgleich ich das erstemal über die Schwelle getreten und nur wenige Minuten dageblieben, so weiß ich doch schon, daß die Eine irgend etwas polizeilich Verbotenes bei sich verbirgt, die Andre aber ein junges Mädchen, eine Verwandte, Gott weiß wo, versteckt hält.“

„Wie, bester Herr Kieselack, Sie vermuthen wirklich, daß die, die wir eben zuletzt besucht haben, eine junge Dame versteckt bei sich hält?“

„Nicht bei sich, das hab' ich nicht gesagt, sondern anderswo?“

„Aber wo?“

„Ja, das wird schwer zu erforschen sein in einer so großen Stadt; allein wenn ich Ihnen, Herr von Ruborn, damit einen Gefallen erweisen kann, so will ich mich auf's Ausforschen legen.“

Das Berliner Kind freute sich als es die Qual und die Aufregung auf dem Gesichte seines Gefährten bemerkte, aber zugleich, da dieser Mann eine vornehme und möglicherweise einflußreiche Bekanntschaft war, so beschloß das Berliner Kind, sich in der Sache ungemein thätig zu beweisen.

„Was hast Du nur immer mit diesem fatalen, blonden, faden Menschen?“ fragte Emanuel, als er sich wieder zum Freunde gesellte. „Er thut ja schon, als wenn er Dein ältester und bester Freund wäre. Welche Zudringlichkeit, Dich unterm Arm zu fassen, und so mit Dir die Straße hinabzuschlendern! Hast Du ihm das erlaubt? Aber es geschah aus Eitelkeit, um vor den Leuten mit Deiner Bekanntschaft zu prunken.“

„Meinst Du?“ sagte Robert. „Es ist möglich.“

„Auch mir hat er sich anzuschmiegen gesucht, und mich bereits einen gefeierten Dichter genannt, obgleich die fade blonde Perrücke noch keinen Vers von mir gesehen. Aber ich hab' ihn abblitzen lassen. Wenn

er nur nicht diese matten, glanzlosen Augen hätte! Es ist so gar nichts Frisches an dem Burschen; ich glaub', er ist schon gleich so fertig, allwissend und alt auf die Welt gekommen. Nichts setzt ihn in Erstaunen, nichts befremdet ihn, immer hat er dieselbe nichtssagende blasirte Miene. Ich werde ihm nächstens eine ungeheure Grobheit sagen, vielleicht bringt ihn das etwas aus dem Geleise und frischt ihn auf." —

Robert war zu sehr beschäftigt mit dem Gegenstande seiner Nachforschungen, als daß er sich um mit Aerger und Spott gemischte Reden seines Genossen hätte viel kümmern mögen.

13.

Der General und die Bäuerin.

In den Herbstmonaten des vorigen Jahres langte ein sehr origineller und entschiedener Charakter in Berlin an, um seinen längern Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen. Es war dies der „General in den Marken.“ Auf einem grauen Pferde sah man ihn erscheinen, und um ihn her wogte ein ganzes Meer von Soldaten. Die Plätze und Hauptstraßen um das Schauspielhaus herum waren angefüllt von dem kecken und kriegslustigen Geschlechte, das im Frühling des vorigen Jahres bei dem beginnenden Zerwürfnisse schmollend und grollend ausgezogen war, und das jetzt übermüthig und stolz wieder mit ihrem „Generalen“ an der Spitze einzog, um den Berlinern die Freude zu machen, den blitzenden preußischen Helm wieder in den Straßen blinken zu sehen. Die Soldaten erwarteten ihre Quartierbillette, sie zogen nicht

in ihre Kasernen, die noch nicht geräumt waren, sie behandelten die Stadt, wie einen eroberten Platz. Daß es nicht zum Kampfe gekommen war, beklagte mancher heiße, junge Kopf, und in mancher biedern, jungen Brust, die sich den feindlichen Bajonetten willig entgegengeworfen hätte, schlug das Herz unwillig. Aber der General sah mit ruhigem Blicke auf seine Soldaten. Er wußte, daß die alte preußische Ehre in diesen Schaaren lebte, er liebte seine Soldaten wie seine Kinder, und hatte mit ihnen Leid und Freud' in dem eben erst beendeten Feldzuge getheilt. Er brachte jetzt „seine Garde" in die Stadt zurück.

Dieser alte General, der sich den aufgeregten Berlinern aufdrängte, unbekümmert, ob sie ihn haben wollten oder nicht, bezog sein Quartier im königlichen Schlosse.

Die Stadt gährte.

Zwei preußische Männer, voll Muth und bewußter Thatkraft, hatten so eben die Ministerbank verlassen und die tumultuarische Versammlung aufgelös't. —

Ein nicht endender Ruf nach Rache und ein stürmischer Tumult waren unmittelbar diesen Vorgängen gefolgt.

Man sah die aufrührerischen Schaaren hierhin, dorthin stürzen. Die Straßen hallten wieder von Geheul und Flüchen. Die Bürgerwehr schloß sich in engen Reihen, um die noch im Innern des Hauses tobende Versammlung zu schützen.

Da erschien der alte General.

Plötzlich war er da, plötzlich war diese Unmasse von Soldaten da, und sie standen alle mitten in Berlin, während man noch debattirte, ob man sie überhaupt wollte hereinlassen.

Aber keiner der Soldaten hatte gefragt, ob er kommen dürfe; am wenigsten hatte dies der alte General gethan. Fragt der Hausherr wohl, ob es ihm gestattet sei, in sein eigenes Haus zurückzukehren?

Seitdem war der Belagerungszustand über Berlin ausgesprochen worden, und Berlin hatte sich gefügt. Ein ruhiger, geordneter Winter war dem tollen, verwilderten Sommer gefolgt. Nach und nach kehrten die Gewerke zu ihren Verrichtungen zurück, die Märkte belebten sich wieder mit den Gruppen friedlicher Käufer und Verkäufer, der Wohlstand hob sich, aber Berlin — weit entfernt dies anzuerkennen, schmollte und grollte, und schalt auf den alten General, auf dessen Schnurrbart es Karrikaturen machte.

Aber den alten General kümmerte dies nicht. Er

blieb bei derselben gütigen und milden Ruhe, und dabei bekam Jeder, der es wünschte, das eiserne, unbeugsame Auge in diesem wilden, alten Gesichte zu sehen. Es flogen keine Kugeln in Berlin und betteten sich in menschliche Herzen, es gab keine verbundene Augen und zielende Flintenläufe; es gab sogar keine tiefen, feuchten Kerker; der General und seine Soldaten wußten das so einzurichten, daß ohne Mord und Einkerkerung Berlin wieder zur Vernunft kam. Aber Berlin, weit entfernt das anzuerkennen, grollte und schmollte und war fast unzufrieden, daß auf der Hasenhaide Niemand erschossen wurde.

Nachts, wenn alle Welt ruhte, ging der alte General und sah nach, wie man seine „müden Kinder" gebettet hatte. Da ging er zuerst zum Regimente seiner lieben Pommern, zu den breitschultrigen, wilden Jungen, mit den treuherzigen, ehrlichen, blauen Augen, die das Andenken ihrer braven Väter wach erhalten, und in deren Reihen nie sich ein Verräther hat eingeschlichen. Er fand sie auf Böden, in Ställen, auf harten Dielen gelagert, denn es fehlte an Allem. Aber Niemand beklagte sich. Das Regiment Kolberg war zufrieden. Es war gekommen, um den König zu befreien, und seiner stolzen Ansicht nach hatte es ihn auch befreit. Dann die hohen, schlanken

Söhne der Garde, die auf den Berliner erbittert waren aber voll Großmuth es nicht im mindesten merken ließen. Dann das neunte Regiment, das herbeigeeilt war, rasch wie der Sturmwind, als es hieß, in Berlin gäbe es Gefahr. Dann die unüberwindlichen, kleinen Vierundzwanziger, die seitdem so viel von sich haben sprechen machen, und die ihre siegreiche Fahne bis an Deutschlands Grenze, bis tief in die Schatten des alten Schwarzwalds getragen haben, und die sich darin gefielen, ein so höhnendes Spiel mit den Aufrührern in Berlin zu treiben, indem sie sich stellten, als läge ihnen die preußische Ehre weniger am Herzen, und die grade dann recht eigentlich bewiesen, wie sie nichts als diese, und immer nur diese im Schilde und im Herzen führten. Tapfere und geliebte Söhne des Vaterlands.

Alle diese Truppen, die jetzt Berlin umschloß, besah sich der General in seinen nächtlichen Ausflügen. Hier und da blieb er stehen, und sprach mit diesem oder jenem seiner Kinder ein Wort, fragte ihn nach Nachrichten aus seiner Heimath, oder brachte ihm welche.

Wir kehren zu unsrer Erzählung zurück.

Die Parade war eben abgehalten worden. Das Spiel der Hoboisten, der Schall der Hörner, und

die Klänge des Triangels hatten den Berliner wieder auf der alten gewohnten Stätte, im Wäldchen an der Hauptwache, neben den Marmorbildern der Feldherren, erfreut. Jetzt kam der General ermüdet heim, denn er hatte noch eine Stunde bei dem berühmten Professor zugebracht, der sein Bild malte, und wollte sich ausruhen. Da fand er sein Vorzimmer wieder gefüllt — nach alter Weise.

Es war dem Manne, der Berlin zur Ruhe gebracht, selbst keine Ruhe gegönnt. Es mußte das Vorzimmer geräumt werden, und der dienstthuende Adjutant sagte im Vorbeischlüpfen:

„Gott sei Dank, Excellenz, ich seh' schon die rothe Säule wieder.“ Wenn diese Säule sichtbar wurde, und sie wurde nur sichtbar, wenn das Zimmer sich schon ziemlich geleert hatte, war die Hälfte der Arbeit gethan.

Die rothe Säule war sichtbar.

Hinter dieser Säule stand ein altes Mütterchen, mit einem großen Korbe unterm Arm, über dem sie eine blau und weiß gewürfelte Schürze gedeckt hatte. Der General hatte sie bemerkt und winkte sie hinein, während zwei höhere Offiziere noch warten mußten.

Die Alte kam hinein, und machte einen tiefen Knix. Sie war gekleidet wie die Bäuerinnen aus

der Gegend um Stettin, ein schwarzer, gefalteter Rock, ein weiter, weißer Halskragen, ein Mieder von schwarzem Glanzkattun, und eine Haube mit weiten, schwarzen Bandflügeln.

„Mütterchen, woher?“ fragte der General, indem er vor dem kleinen, alten, freundlichen Weibchen stehen blieb, und sie betrachtete.

„I, Herr Oberstken, kennen Sie denn die Trine aus Pieritz nicht mehr?“

Der Adjutant bemerkte, daß sie General sagen müßte. Die Alte sagte:

„Ick gloob's, aber als ick det General zum erstenmale in Stettin sah, war het Oberst. Meine alte Mutter lebte damalen noch. Die sagte: Schau', Trine, det ist unser lieber Oberst! Ick sagte: Ick kenn' ihn.“

„Nun, Mütterchen, was wollt Ihr denn von mir?“

„I, just nix, als Sie wiedersehen, Oberstken. Es ist wegen der alten Freundschaft! Wir han drüben in Pieritz gehört, daß Oberstken mit unsrem König ein Wort geredet han, und daß d'rauf die Sachen hier in Berlin wieder in Ordnung gekommen sind, und das Vaterland gerettet. Da dacht' ick, will mal hingehen und dem Herrn Oberst meine Empfehlung

machen, und ihm Dank sagen. Dazu wollte ick auch meine beeden Jungens hier besuchen."

„Wo stehen Eure Söhne?"

„Der Eene bei det neunte Regiment, der Andre bei det Königsregiment. Sie lassen den Herrn Oberst schön grüßen."

„Ich danke."

„Aber warum ist det Belagerungszustand, Herr Oberst?"

„Das versteht Ihr nicht, Mütterken, det is wegen der Ordnung."

„Wegen der Ordnung! Man zu! Ordnung muß sind. Aber meene Frau Gevatterin im Bullenwinkel sagt, det Herr Oberst hätte den Belagerungszustand ufgebracht, damit die Fleischer und Bäcker wieder besser zu Verdienst kämen. Da müßt ick denn bitten, daß Sie, Oberstken, in Pieritz ok eenen Belagerungszustand maken. Det Fleisch ist dort grausamlich theuer, und det Brod gleichfalls."

„Es geht nicht so überall mit dem Belagerungszustand, Mütterken."

„Man zu! Wird schon gehen! Nur Kurrasche! Immer d'rauf los! Sprechen Sie man wieder ein Wort mit unsrem König, der wird nix dagegen han, daß Pieritz ok Belagerungszustand bekommt."

„Da Ihr in Pieritz den König liebt, und Ordnung haltet, so verdient Ihr nicht Belagerungszustand, Mütterken. Das ist keine Freude für eine Stadt, das ist eher ein Kummer."

„Ein Kummer? Aber die Leut' sind ganz lustig auf den Straßen! und meine Gevatterin sagte mir, es gäbe Niemand in ganz Berlin, den die Leute, und grade die armen Leute, so gern hätten, als Sie, Herr Oberstken."

Das Gesicht des alten Kriegers nahm einen unbeschreiblich freudigen Ausdruck an.

„Ist's wahr, Alte?" sagte er — „Hast Du das wirklich gehört?"

„Ick will kein Pieritzer Kind sein, Oberstken, wenn ick det nicht einmal, nein hundertmal gehört, seitdem ick hier in Berlin bin. Det hat mir ja ok Freude gemacht. Ick denk' immer, det ist derselbe Oberst, den Du und die Mutter noch in Stettin gesehen, wo er noch nix war. Aber Oberstken, warum lassen Sie die vornehmen Herren Generäle, mit den grausam vielen Ordenssternen da draußen warten? Ick gloob', det ist nicht recht. Mein Sohn sagt: Dienst muß vorgehen! Mutter. Und darum, obgleich dem Jungen die hellen Freudenthränen über die Bakken liefen, als er mich kommen sah die Straße hin-

auf, blieb er doch auf seinem Posten steif stehen, und präsentirte das Gewehr, weil zwee Offiziere in der Nähe standen, und spraken und nich weggehen wollten. Dienst muß vorgehen!" —

Der General lachte.

„Da hast Du Recht, Mütterken; allein die Herren warten um Dich einmal gern, mir zu Gefallen. Was hast Du denn in Deinem Korbe?" —

Die Alte deckte verschämt die Hülle ab, und es kam ein großer, gewaltiger Kuchen zum Vorschein.

„Es ist ein Pflaumenkuchen vom vorigen Jahre, det heißt, Oberstken, die Pflaumen sind vorjährig, der Kuchen ist diesjährig. Ick hab' ihn von Pieritz hierher transportirt, um Ihnen ein Präsenter damit zu machen, mit Respect zu sagen. Wir Pieritzer sind auch oben d'rauf! — Man zu! Aber, Männeken, geben Sie den armen Generalen dort draußen ok etwas ab, von wegen des Wartens."

„Ich danke schön, Mütterken, die Generäle sollen auch etwas haben." —

„Sie können's brauchen. So een vornehmer Mann steht und wartet und hat den Deibel in seinen Gedärmen vor Hunger und Herzeleid, da dankt er den juten Gott für ein Stück Pflaumenkuchen aus Pieritz. Mein Mann sagte immer, wenn ick auf's Feld

kam, ihm Essen zu bringen: Nur man nicht warten lassen! Trine, nur Eens, man nicht warten lassen! Aber Oberstken, ick hätte noch eene Bitte."

„Und was ist's?"

„Ick hab' noch eenen dritten Jungen, der möcht' ok unter die Soldaten gehen."

„Nur zu, Mütterken."

„Ick bring' ihn selbst her. Es ist mein Nestputschelchen: aber der König soll ihn haben."

„Er wird Euch nicht genommen werden, wenn er Euer letzter Sohn ist."

„Aber ick will, und mein Sohn will. Es muß sind. Wir haben in Pieritz gehört, der König sei noch immer etwas in der Patsche drin, und zähle und rechne auf alle seine lieben Kinder. Nu, wir Pieritzer stehen Niemandem nach. I Gott bewahre! Fällt uns gar nicht ein, daß wir Jemand nachstehen! Ick und meene drei Buben sind für den König immer oben d'ruf! Nun, Oberstken, gehts oder gehts nicht?"

„Es geht. Bringt ihn nur her; ich werde selbst dafür sorgen, daß er gut untergebracht wird, und werd' ein wachsames Auge auf ihn haben."

„Aber da müßten wir det beste Regiment aussuchen, Oberstken."

„Mutter, es giebt kein bestes Regiment. Sie

sind alle gleich gut, denn es sind alle preußische Regimenter. Versteht Sie mir?" —

„Man zu! Nun ist mir ganz leicht zu Gemüthe. Nu hab' ick geschwind noch eene Bitte."

„Laßt hören."

„Hier hab' ick een olles Buch, es ist det die Bibel. Da stehen auf der obersten Seite allerlei Namen drin, von meinem Großvater und meinem Vater, und von dem Pfarrer im Dorf und dem Schulzen wohl vor funfzig und mehr Jahren zurück. Na Oberstken, da soll nu ok Ihr Name instehen."

„Mit Freuden, Mutterken, gebt mir man die Feder von dort her."

„Hier, Oberstken und wollt Ihr ok mein olles Ogenglas dazu haben, hier ist's. Da, ick hab's proper abgewischt."

„Brauch kein Augenglas. So, hier steht's, klar und deutlich. Könnt Ihr Geschriebenes lesen?"

„Ne, aber meine drei Buben können's. Ick kann nu man noch Gedrucktes lesen, un det ok schwierig. Aber es wird wohl richtig sind. Bedanke mich schön!" —

„Nu geht mit Gott, Mutterken, und bringt mir, wann Ihr wiederkommt, Euren Sohn. Hört Ihr."

„Schon gut — aber nun, Oberstken! Wegen

det Belagerungszustandes! Könnt Ihr denn wirklich nich machen, daß Pieritz ok eenen bekommt? Männeken, det wäre zu prächtig! Man zu! Nur Kurrasche, et wird schon gehn!“ —

Und so ging sie fort, nachdem sie dem General noch die Hand zum Abschied gereicht, und den Offizieren an der Thüre einige Verbeugungen, mit Kopfnicken und Kußhändchen begleitet, gemacht hatte.

Der General war äußerst guter Laune. Es war ihm ein erfreulicher Gedanke, seinem Namen, den neuerdings die Berliner Schmähblätter verunglimpft hatten, in der Bibel des alten Weibes einen stillen und sichern Platz gegeben zu haben, wohin keine freche Zunge hinreichte. Ebenso wie hier in die Bibel — hoffte er — und wünschte er — hatte er sich in manches treue alte Preußenherz eingeschrieben. Er beneidete — so einfach und treu dachte er — diejenigen Heerführer nicht, die ihre Namen mit goldenen Lettern in Marmor verewigt sahen, ihm lag unendlich vielmehr daran, daß ihn das Volk kannte, das unverdorbene, treue Volk, daß es ihn Vater und Freund nannte. Die Kinder dieses Volks, die Soldaten, waren ohnedies seine Kinder. So war er ein Heerführer im wahren Sinne des Worts, denn er führte das Heer der Seinen.

Jetzt ließ er die Literaten vor, die Zeitungsredacteure. Dies war keine ganz angenehme Arbeit für ihn, denn die Herren waren unermüdlich in der Erfindung immer neuer Winkelzüge und Kunststückchen, wie ein gegebenes Gebot oder Verbot zu umgehen oder fruchtlos zu machen sei. Besonders war hierin ein Zeitungsinhaber, ein alter Herr mit einer Burgundernase, sehr geschickt. Auch war es den Herren eine Freude, den General durch gelehrte Spitzfindigkeiten und geschraubte Phrasen in die Enge zu treiben. Aber sie mußten sich fügen, denn das scharfe Auge, und der grade, ehrliche Sinn waren ihnen überlegen.

Dann kam auch „der Vetter" an die Reihe, der schon gestern vergeblich angefragt. Seine Aufgabe wurde aufnotirt, und es wurde ihm bedeutet, daß er in ähnlichen Fällen den General selbst nicht zu beanspruchen brauche, sondern gehörigen Orts bei der Unterbehörde seine Angaben zu machen habe. Der junge Mann war hierüber etwas ungehalten, er hatte sich auf eine große, lärmende Rede bereit gemacht, die er vor dem kommandirenden General, und wo möglich vor einem zahlreich versammelten Corps von Offizieren und Patrioten halten wollte. Jetzt ging er unmuthig und kleinlaut fort.

Ganz zuletzt ließ sich auch Herr Kieselack melden, wurde jedoch nicht angenommen. Der General, ermüdet und in übler Laune, ließ sich seinen Besuch auf ein andersmal ausbitten.

14.

Der ungetreue Begleiter.

Wir kehren in den Laden unsers Handschuhfabrikanten zurück. Helene hatte zum erstenmale in ihrem Leben, so weit sie sich besinnen konnte, acht Tage in vollkommener Ruhe und von Niemand behelligt und von keiner Seite her gestört zugebracht. In ihrem elterlichen Hause war es ihr nie so gut geworden. Ihre Seele hatte oft der Einsamkeit, der Stille, des Friedens bedurft, aber sie hatte sie nie gefunden. Ein Geist einer „lärmenden" Liebe, und eines noch viel lärmendern Hasses herrschte beständig in diesem unglücklichen Hause. Es giebt eine Art von Familienzärtlichkeit, die sich immer mit harten, schreienden und kreischenden Lauten, mit umgeworfenen Stühlen, zertrümmerten Gläsern, Hin- und Herlaufen, Thürzuschlagen und wilden Sprüngen umgiebt. Eine solche Zärtlichkeit hatte von Beginn an im Hause des

Kaufmanns Hermes geherrscht, und war eigentlich durch die Mutter und deren Verwandte hinein versetzt worden. Helene und der Vater waren die einzigen stillen Naturen. Aber noch viel schlimmer als diese klappernde und klatschende Zärtlichkeit, wo oft ein Kind fünf-, sechsmal stürmisch umarmt, und dann mit einem lauten kreischenden Schrei wieder losgelassen wurde, war der Familienzank. Die Mutter besaß eine Gabe, über jede mißfällige Kleinigkeit in einen Wortschwall auszubrechen, der jeder Schleuse spottete, in die man ihn einzuzwängen beabsichtigte. So wie die Frau immer in lebhafte, schreiende Farben sich kleidete, so liebte sie's auch, die grellgefärbten Ausdrücke zu brauchen. Ihre Söhne standen ihr redlich bei. Helene konnte diese Weise durchaus nicht vertragen, und dennoch befand sie sich von ihrer Kindheit an immer in der Nähe dieses Niagarafalles von aufregender Affection, und das ewige Brausen und Sausen hatte sie zuletzt, als die politischen Kämpfe ausbrachen, ordentlich krank und bettlägerig gemacht. Gebt doch Frieden! hatte sie oft bittend gewehklagt, und dabei ihre Hände gefalten, — gebt doch Frieden! Aber dies war denn immer gerade das Signal gewesen zu einem noch ärger ausbrechenden Tumult. Der Vater hatte ein untrügliches Mittel, er zog sich

in sein Comptoir zurück. Dahin durfte, ohne seine Aufforderung, Niemand, selbst Helene nicht, ihm folgen. Er ließ alsdann seine Familie im Schiffbruch zurück, er selbst hatte eine Art Robinson=Insel erreicht, wo nur sein treuer Freitag, sein großes Contobuch, ihm Gesellschaft leistete. —

Hier, in fremdem Hause, hatte Helene die erwünschte Ruhe. Wenn sie in den Laden gehen wollte, so fand sie daselbst, wie gewöhnlich, den Vater und den Sohn, und Beide gaben, Jeder auf seine Weise, sich Mühe die ihnen liebgewordene junge Dame auf das Beste zu unterhalten. Frau Piersig war selten daselbst zu finden, denn sie besorgte den Haushalt oder ging ihre geheimnißvollen Gänge. Herr Piersig hatte seine Hausgenossen mit dem Namen sämmtlicher Offiziere bekannt gemacht, die damals in Ohlau gestanden, als er sich daselbst bei den braunen Husaren befand. Diese Mittheilung war dem jungen Mädchen von sehr geringem Interesse, allein sie erlaubte sich nie ein Zeichen der Ungeduld oder der Unaufmerksamkeit, weil ihre natürliche Gutmüthigkeit ihr verbot Herrn Piersig in seinen liebsten Erinnerungen zu kränken. Dafür hatte der Handschuhfabrikant ihr versprechen müssen alle jungen unverschämten Pflastertreter, vor Allen Herrn Kieselack, vom

Laden fern zu halten, und es war ihm auch gelungen. Die einzige Aufmerksamkeit, die er, wenn Helene im Laden war, auf die Außenwelt richtete, war, daß er von Zeit zu Zeit geschwind die Kokarden an dem kolossalen Kopfe seines Sohnes wechselte, je nachdem dieser oder jener Kunde in der Nähe sichtbar wurde.

„Bester Herr Piersig,“ hub eines Tages Helene mit einiger Schüchternheit an, „ich sehe mich genöthigt Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Mein Engel, bitten Sie nur,“ sagte Herr Piersig. „Wollen Sie Ihre kleinen, niedlichen Handschuhe, die Sie hierher mitbrachten, in die Wäsche geben?“

„Nein, liebster Meister. Seitdem ich in Ihrem Hause wohne, brauche ich fast gar nichts auf meinen Putz zu verwenden.“

„Und dennoch sehen Sie immer so anständig aus,“ sagte der Handschuhfabrikant mit Ehrerbietung. „Es giebt selten junge Damen, die so anständig aussehen. Man sieht Ihnen die Tugend, ich möchte sagen am Zipfel ihres Schnupftuches an, mein Fräulein. Es ist Alles aus einem Guß gleichsam. Andere Frauen sehen auch anständig aus, allein wenn man recht genau hinsieht, guckt irgendwo doch etwas hervor, woraus man merkt, daß es ihnen doch mit dem

Anstand nur Spaß ist. Also wenn's nicht die Handschuhe sind, was ist's denn?"

„Ich möchte gerne Abends ausgehen" sagte Helene und eine flüchtige Röthe bedeckte ihre Wangen.

„Ausgehen? Sehn Sie mal!" rief Herr Piersig. „Sie, die Sie nie ausgehen! die gar nicht mehr weiß, ob in unsrer Straße Häuser oder Pilze stehen, Sie wollen ausgehen, und noch dazu Abends!"

„Ich muß nothwendig eine alte Verwandte sprechen, die vor dem Oranienburger Thore wohnt. Es läßt sich nicht länger verschieben. Allein will ich nicht gehen, und möchte darum Sie zum Begleiter haben. Wir gehen Abends um neun Uhr aus, und um zehn sind wir wieder hier."

„Sind wir wieder hier," wiederholte Herr Piersig. „Ja, es läßt sich hören. Aber warum muß es denn gerade Abends sein?"

„Weil ich am Tage Jemand begegnen könnte, und weil ich meinen Verwandten versprochen habe, am Tage nie auszugehen, ohne sie es wissen zu lassen. Verstehen Sie lieber Herr Piersig?"

„Vollkommen, meine junge engelhafte Dame, vollkommen. Ich stehe ganz zu Diensten. Soll es heute sein?"

„Ja — dann ist's abgethan."

Herr Piersig bedachte, daß gerade neun Uhr die Stunde war, wo er für seine Familie und für die ganze Welt abzusterben pflegte, wo er sich völlig besiegt erklären mußte von den dämonischen Gewalten der „rothen Laterne;" allein er nahm sich vor, diesmal die rothe Laterne zu meiden, und dagegen vom Lichte der Tugend und Mäßigkeit seinen Pfad beleuchten zu lassen. Denn dem lieben engelhaften Mädchen war nichts abzuschlagen. Er sagte also, daß er um neun Uhr bereit sein werde, sein Führeramt anzutreten, und siehe da, um neun Uhr stand er auch mit dem grauen Filzhütchen, das immer aufgesetzt wurde, wenn die ersten Frühlingslüfte zu wehen begannen, mit einem Paar gelben Glacéhandschuhen, der rothen Waterloo-Weste bekleidet und mit dem Regenschirm unterm Arm, an der Hausthür. Helene ließ nicht auf sich warten, und das Paar machte sich auf den Weg. Man mußte die ganze Friedrichsstraße, die Straße, deren Länge und wechselnde Bedeutsamkeit Herr Piersig mit seinem eignen Lebenslaufe verglich, hinaufgehen, und diese Straße, die nie aufhört belebt zu sein, war es auch jetzt. Herr Piersig hatte seinen Hut tief in's Gesicht gedrückt, denn er war entschlossen keinen Bekannten zu grüßen, weil dies doch nur Aufschub und Störung für seine Ge-

fährtin herbeigeführt hätte. Helene hätte ihrerseits gern einen kleinen Umweg gemacht, um in der Dorotheenstraße das Haus zu sehen, in welchem ihre Eltern gewohnt, allein auch sie gab dies Verlangen auf, um nur den beabsichtigten Gang bald zu beendigen.

Noch war ein gutes Stück Weges in die Chausseestraße hinab zu machen, endlich stand man vor dem Häuschen, das von einem weitläufigen Garten umgeben war, und Helene, die Klingel ziehend, bat ihren Begleiter inständigst, um zehn Uhr nicht auf sich warten zu lassen. Er versprach es. Jetzt gingen aber für Herrn Piersig die Prüfungen an. Er fühlte sich von einer unerklärlichen Schwäche befallen. Die Welt erschien ihm öde, und jeder Freude bar. Die menschlichen Handlungen dünkten ihm alle kleinlich und gering; was er früher bewundert hatte, erschien ihm verächtlich. Schwärmerei und Begeisterung zeigte sich ihm als Kinderpossen und selbst das solideste Paar Handschuhe mit untadelhaften Näthen und unverwüstlichem Leder erschien ihm als ein irdisches Lumpenwerk. Er wußte sich diese tiefe Melancholie anfangs nicht zu deuten, nach und nach entdeckte er, daß sie wie ein unendliches Weh aus der Tiefe der innersten Organisation seines Leibes emporstieg, und

das Herz und die edlen Theile ergreifend, jenen philosophischen Verdruß zu stande brachte.

Da stand er nun mit den herrlichen gelben Handschuhen, mit dem grauen Hute, und der Waterloo-Weste, und dem Regenschirm — als Muster eines Mannes, wie er Sonntags zu Biere geht — aber es war nicht Sonntag, und er ging nicht zu Biere.

Mit einem unbeschreiblich unbehaglichen Gefühle blickte er sich um und warf einen Blick auf das Häuschen der alten Dame, in welches seine junge schöne Gefährtin eben verschwunden war.

An der Ecke der Straße befand sich ein kleiner Tabaksladen, der, obgleich er sehr klein und sehr bescheiden aussah, doch sich die grenzenlose Frechheit erlaubte seinen Kunden vorzulügen, daß er in directer Verbindung mit Havannah stehe, und von dort, und von keinem Orte der Welt anders seine Waare beziehe. In dieses Muster eines kleinen prahlerischen und lügenhaften Ladens trat nun Herr Piersig und ließ sich eine Cigarre verabreichen, die er anzündete und Einiges, aber nur vorübergehend, mit dem Eigenthümer dieser exotischen Handlung plauderte. Dann setzte er seinen Weg wieder fort. Aber der Ueberdruß wuchs. Es entwickelte sich eine nicht zu beschreibende Bitterkeit in dem angegriffenen Gemüthe — nicht allein

die Dinge, deren Farbe ursprünglich in's Dunkle ging, sondern auch ganz ohne Unterschied alle anderen Dinge, sah er sehr schwarz: Damen in rosenrothen Kleidern, Kinder in gelben Strohhüten, Droschken, die in dem leuchtendsten Smaragdgrün glänzten, und Fensterläden, die von den Fingern der Morgenröthe selbst bemalt zu sein schienen. Endlich warf er die Cigarre zu Boden, stampfte ihre Gluth aus, kreuzte die Hände auf dem Rücken und sah mit einem wahren Muthwillen von Zorn und Erbitterung in die blaue Luft hinauf. In dieser Stimmung konnte Herr Piersig ein schlechter Familienvater sein; er konnte selbst die edelsten Gefühle verleugnen, es war nicht gerathen, ihm in einer Stunde, wie diese, nahe zu treten, um an ihn als Mensch, als Bürger und als Christ Ansprüche zu machen. Er hätte jeden solchen Anspruch mit Hohn zurückgewiesen.

Endlich ging Herr Piersig durch das Thor, und hier sah ihm die erste rothe Laterne entgegen, wie ein funkelndes Auge leuchtend und unheimlich lockend. Er ging an ihr vorüber. Da tauchte die zweite auf. Dieses rothe Auge warf schon einen viel lieblichern Strahl. Als der Handschuhfabrikant unter ihr wegging, sah er sich wie mit kleinen Purpurrosen überstreut, und dieses Phänomen hatte so viel Anziehendes

und Ueberraschendes für ihn, daß er stehen blieb, und einen verwunderten, lächelnden Blick hinauf zu der Laterne sandte. Die dritte Laterne hatte offenbar von ihrer Vorgängerin dieses spitzbübische Kunststückchen abgeborgt, sie fing, als Herr Piersig unter ihr wegschritt, ebenfalls an Rosen zu streuen, und lockte ebenfalls Herrn Piersig's Blick in die Höhe. Oben war ein Fenster geöffnet, und in einer Wolke von Tabaksqualm sah ein bekanntes Antlitz auf die Straße hinab, und grüßte den Bekannten.

Der Handschuhfabrikant besann sich, daß er diesem Manne etwas zu sagen habe. Er wollte es ihm schnell, gleichsam im Fluge sagen, und gleich wieder fortstürzen — allein es verging eine Viertelstunde, es verging eine halbe — endlich schlug es zehn, und Herr Piersig war nicht in der Straße erschienen.

15.

Die Großtante.

Helene war indeß in ein kleines Stübchen getreten, woselbst eine alte Frau in einem Polsterstuhle saß und beim Schein einer dürftigen Lampe ein Kleidungsstück ausbesserte. Als Helene sich zeigte, that die Alte, die bis auf die Knochen ausgedörrt war, und deren Antlitz etwas Steinernes angenommen hatte, einen kleinen Ausruf der Freude. Aber dieser Freudenruf war sehr mäßig, und gleich darauf stickte und flickte die Alte weiter.

„Setz Dich, mein Kind. Also es ist Dir doch möglich gewesen, Deine alte Großtante aufzusuchen. Ist die verrückte Familie doch so weit in Ordnung, daß man die Kinder zu ihren Verwandten gehen läßt?" —

Helene hatte versucht der Alten die Hand zu küssen, allein diese hatte sich fast unwillig abgewen-

det. „Frau von Reinicke hat sich meiner angenommen“ — sagte Helene.

„Das hast Du mir geschrieben. Bei mir hätte ich Dich doch nicht unterbringen können. Das siehst Du wohl. Eine arme, alte Frau, wie ich bin, die kaum über einen Stuhl und ein Bette zu verfügen hat, kann Niemand bei sich aufnehmen. Ich habe Dich zu mir rufen lassen, weil ich fürchte, daß es plötzlich mit mir aus sein kann, und da sollst Du kommen, und meine Sterbe= und Leichenangelegenheit besorgen. Ich will von keinen andern Händen bestattet sein, als den Deinigen. Dafür hinterlasse ich Dir, was ich so an altem Kram und Kleidungsstücken habe. Es ist das Erbe einer Bettlerin, und eine Bettlerin erbt es. Du hast ebensowenig wie ich habe, mein Kind. Möchtest Du nur bei Deiner Armuth so ehrlich durch's Leben kommen, wie ich's habe — Gott den Dank dafür — vollführen können.“

„Ihr werdet noch nicht sterben, Großtante“ — sagte Helene.

„Ob ich nicht werde!“ höhnte die Alte. „Der Tod ist noch an keiner Creatur vorbeigegangen. Als ich noch in Polen wirthschaftete — es sind jetzt funfzig Jährchen her — und ein ziemlich rüstiges Weibstück war, sagte mir einmal ein Pfaffe, wenn

einmal sieben Hunde über Deinen Weg laufen werden, und der Mond in kleinen Stücken auf Deine Schulter niederfällt, dann mache Dich fertig, in die schwarze Kammer einzugehen. Gestern liefen sieben Hunde, von einem Buben gehetzt, mir über den Weg, und als ich mich heute Morgen nach meiner Gewohnheit mit kaltem Wasser übergoß, stand noch der Mond am Himmel, und der Schein fiel wie lauter Mondstücke im glitzernden Wasser über meine Schulter. Da schickte ich denn sogleich zu Dir.“ —

Helene hörte mit einem kleinen Frösteln diese Worte.

Ein Diener brachte eine Schaale mit Suppe herein, und setzte zwei Teller, aber nur einen Löffel auf den Tisch. Dieser Diener war ein alter Pole, fast so alt wie seine Gebieterin. Er sah verdrüßlich und grollend aus.

„Geh' in die Kammer, und bringe den Herrn Minister her“ — befahl die Alte, und zu Helenen gewendet, sagte sie: „Du weißt, daß ich zwei Neffen habe, Söhne meines lieben Bruders, der Eine ist Dein Vater, und der Andere ist der Thunichtgut, den Du eben wirst hereinkommen sehen. Ich halte ihn hart. Er will durchaus ein Vagabund werden, allein ich stemme mich mit aller Kraft dagegen.

Nichts zu biegen und brechen hat er, alles, was ihm einst gehörte, und was ihm nicht gehörte, das heißt gutherziger Freunde Habe, hat er durchgebracht, und nun kam er eines Abends vor meine Hausthür, verfolgt von Gläubigern und von der Polizei, die den heimathslosen Herumtreiber festsetzen wollten. Da leuchtete ich mit dem Leuchter hinaus in die Nacht, und rief, wie ich die Jammergestalt sah: Ich kenne ihn. Andre hätten gesagt: ich kenne ihn nicht. So lebt er denn bei mir, und ich hab' ihn freigemacht; allein er muß mir das Holz hacken, wenn ich mir Morgens meinen Kaffee koche."

Helene hatte von diesem Oheim gehört, wußte aber nicht, wohin er seit dem Sommer verschwunden. Unter den Volkshaufen und Tumultuanten des Sommers hatte er eine Rolle gespielt, und von sich sprechen machen. Mit der Wiederkehr der geordneten Zustände war er verschwunden. Dieser heruntergekommene Wüstling und jener reich gewordene Geadelte waren gleichsam — nur in sehr verschiedener Weise — ihr die unangenehmsten Familienmitglieder.

Die Alte setzte hinzu: „Seine Freunde im Sommer haben ihm eingeredet, daß man ihn zum Minister machen werde, und wie man mich ernstlich versichert hat, es hat auch wenig gefehlt, daß er es

wirklich wurde. Es liefen ja damals die Minister zu Dutzenden auf der Straße herum. Jetzt kann der Narr es nicht vergessen, und wenn ich ihn ärgern will, brauche ich ihn nur Se. Excellenz zu nennen."

Helene fand diesen Hohn und die Grausamkeit sehr wenig nach ihrem Sinne. Sie wandte sich daher theilnehmend zu dem Gehöhnten, als dieser jetzt eintrat, und seinen Teller mit Suppe empfing. Die Alte, nachdem sie sich des Löffels bedient hatte, zog ihn auf gut polnisch noch einmal scharf durch die Lippen, und gab ihn dann dem Neffen. Dieser Neffe war ein alter Mann, älter wohl aussehend, als er in der That war. Er richtete auf kein Gespräch, auf keinen Gegenstand seine Aufmerksamkeit, rasch seine Mahlzeit beendend, empfahl er sich mit einem trocknen, mürrischen Gruße. Helene eilte ihm nach, und drückte noch seine Hand zum Abschiede. Er sah sie an, verwildert und zerstört, ohne ihre Freundlichkeit irgendwie zu erwiedern.

Die Alte sagte: „Laß ihn gehen. Es ist so seine Weise. Er ist böse, daß ich ihn arbeiten lasse. Allein meine Maxime ist, daß Jeder wenigstens etwas verstehe. Er hat in seinem Leben nie etwas gelernt, nie, auch nicht das Geringste und Kleinste konnte er machen. Jetzt kann er doch wenigstens

Holz hacken. Das ist doch etwas, und wenn er's recht macht, kann er doch darauf stolz sein und sagen: „Das kann ich." Aber zum Anspeien ekelhaft ist das Gesindel, das nie Arbeit gekostet hat, das nichts weiß und nichts kann, und davon gerade ist jetzt die Welt voll. Meinethalben, sag' ich, seid Republicaner oder seid Königlichgesinnte — nur zeigt, daß ihr irgend etwas zu schaffen versteht."

Die Alte ging jetzt auf Helenens Angelegenheiten über. „Kind, wie ist es denn mit Deinem Liebhaber?" fragte sie ziemlich barsch und ohne Umstände. „Ei, was ist denn da zu schämen," setzte sie hinzu, als sie das niedergesenkte Auge ihres Gastes bemerkte, „ein Weibsbild in seiner Blüthe hat Liebhaber! Das ist so sehr in der Ordnung, als wie der Birnbaum Birnen trägt. Wenn unsre Wangen blaß werden, dann bleibt uns die Lippe des Mannes fern, wie der Pfeil des schlechten Schützen stets vom Ziele fern bleibt. Aber wenn wir grünen, kommt mehr als eine Ziege in unsern Garten. Ein blühend Weib, das in der Fülle ihres Verlangens, wie die Tulpe im Sonnenschein, da sitzt, dem fehlen von fern und nah die Gäste nicht, die da kommen wollen, um zu spüren, wie der diesjährige Wein gerathen. Als ich die schönen Tage meiner Jugend genoß

und feurig im Lande umherzog, als mein kleiner Handel blühte, und ich in meinem Herzen guter Dinge war, da war ich auch ein Weibsbild, an dem die Zunge meines Mannes manch' süßes Korn entdeckte. Es folgten meinen Tritten und Schritten der rüstigen Jäger viele, vor denen ich als ein lieblich Wild daherzog. Jetzt, da das Alter und die Fäulniß kommt, jetzt freilich ist meine Natur wie Gestank in der Nähe der feinen Herren, und die alte Bathseba mag immerhin sich den krummen Rücken waschen, es guckt kein Aug' zu ihr über den Zaun herüber. Also, mein Kind, nutze Du die Jahre, die süß im Ohre klingen wie Harmonikaton, nutze sie."

Diese Lehre war Helenen freilich nur in so weit verständlich, als sie sie auf die endliche Lösung ihres kummervollen und bedrückenden Verhältnisses, in Bezug auf die Entfernung von ihrem Geliebten deutete.

„Der Vater bleibt bei seinem Zugeständnisse, der Bruder und die Mutter bei ihrer Weigerung," sagte sie, „und ihn selbst darf ich nicht sehen. Ach, ich verlebe eine traurige Zeit."

„Und er macht auch keinen Versuch, Dich aufzufinden?" fragte die Alte.

„Gewiß wird er einen solchen machen," entgeg=

nete Helene; „allein, wie soll er mich finden. Jede Spur ist mit Absicht verhüllt.“

„Der rechte Jäger findet doch das Wild!“ höhnte und lachte die Alte, und goß damit, ohne es zu wollen, Trost in die Brust des Mädchens. „Ich kenne diesen Herrn von Ruborn übrigens; ich habe in diesen Tagen die Entdeckung gemacht; ganz zufällig.“

„Meinen Robert?“ sagte Helene rasch und freudig.

„Nicht ihn, den Vater,“ entgegnete die Alte mürrisch. „Es war in einem kleinen polnischen Städtchen, Anno — Nun! das gehört nicht hier zur Sache. Alte Zeiten! alte Zeiten!“ —

„Aber was ist's damit, Großtante,“ fragte Helene immer angelegentlicher.

„Nun, Du weißt,“ murmelte die Alte, „ich habe klein angefangen. Ich trieb damals einen Hausirhandel an der Grenze. Nun, Niemand hat sich seiner Thätigkeit zu schämen, wenn er nur irgend etwas kann. Da war denn das zwölfte Infanterieregiment — Aber ich sage Dir, alte Geschichten! ganz alte Geschichten! Und Du mußt nach Hause gehen, Kind. Es hat der Wächter zehn Uhr gepfiffen. Aber versprich mir, den guten Muth nicht zu verlieren, und dann versprich mir, so wie Du meinen alten Primislow siehst, sogleich ihm hierher zu folgen; denn

keine Minute Verzug gestatte ich, so wie die Sachen jetzt stehen. Nun, geh' mit Gott."

Helene mußte fort, so gern sie auch noch geblieben wäre, um die letzten räthselhaften Andeutungen in der Rede der Alten erklärt zu erhalten. Die Thür wurde ihr vor der Nase zugeschlagen. Und draußen — war stockfinstre, nebelschwarze Nacht, und kein Herr Piersig zu erblicken.

16.

Ein andrer Begleiter findet sich.

Als Helene sich auf diese Weise ausgeschlossen fand, dachte sie einen Augenblick über diese alte Verwandte nach, und es kamen ihr jene Geschichten wieder in den Sinn, die sie im Hause der Eltern über sie gehört. Sie besann sich, den Vater oft von der Alten sprechen gehört zu haben, und immer mit einer gewissen Achtung. Schon früh war sie selbstständig gewesen, und hatte ihren Lebensweg ganz auf eigne Manier angetreten. Ohne ein Geldstück vom Elternhause mitzunehmen, war sie ausgewandert, hatte sich früh durch die Welt zu schlagen gelernt, und einen Polen geheirathet, von dem sie sich aber, weil er ein gar zu wüster Geselle gewesen, wie sie selbst gestanden, früh wieder getrennt hatte. So hatte sie sich denn an der Grenze, halb Polin, halb Deutsche,

umhergetrieben, und wie das Gerücht behauptete, auch durch Schmuggelhandel Vermögen erworben. Sie selbst wollte nichts davon wissen. Sie kam arm und verlassen nach Berlin, nahm aber in keiner Weise die Hülfe ihrer dortigen Verwandten in Anspruch, was ihr Herr Hermes, der Vater Helenens, für Stolz auslegte. Allein es war eben eine „besondere" Frau. Im Alter noch viel eigensinniger, als sie es in der Jugend gewesen war.

Diese Gedanken wurden aber schnell verscheucht von der Besorgniß, wie sie jetzt nach Hause kommen solle. Sie entschloß sich natürlich schnell einer Droschke sich zu bedienen, allein um zum Halteplatz derselben zu gelangen, war ein langer Weg zurückzulegen. Um zehn Uhr sind die Straßen Berlins noch sehr belebt. Eine Berlinerin von gutem Schrot und Korn findet nichts Bedenkliches, um diese Stunde sich in alle möglichen Regionen der Stadt hinzuwagen. Allein Helene war furchtsam; an stete Fürsorge für ihre Person gewöhnt, war es ihr im höchsten Grade unbehaglich, wenn auch nicht gefährlich, sich jetzt völlig verlassen zu sehen. In jedem weißen Hute, in jeden leuchtenden Handschuhen glaubte sie Herrn Piersig zu sehen, und immer täuschte sie sich. Herr Piersig kam nicht.

Helene sah nach ihrer Uhr; es war halb elf. Jetzt begab sie sich allein auf den Rückweg.

Eine kleine dunkle Seitengasse, von beiden Seiten von Gärten eingeschlossen, war zu durchschreiten, ein sehr enger Pfad zur Seite eines Zaunes bot eben nur so viel Raum, daß der flüchtige Fuß der nächtlichen Wanderin unberührt von dem Schutt und dem Naß des übrigen Theils der Straße darauf Platz finden konnte; kam hier Jemand entgegen, so mußte nothwendig Einer der Beiden in die Kehrichthaufen und in die Nässe treten. Unglücklicherweise bewegte sich auch ein schwarzer Schatten auf Helenen. Drei Schritte entfernt blieb dieser Schatten stehen, dem das Auge in der Dunkelheit durchaus keine Form abgewinnen konnte, und eine Stimme fragte:

„Wohin so spät, mein Kind?"

Der Ausdruck „mein Kind" hier gebraucht und von einem so unbekannten, drohenden Wesen, hatte für Helene etwas unbeschreiblich Widriges. Noch ganz erfüllt von den Erinnerungen an ihr Vaterhaus, kam es ihr wie ein entsetzlicher Hohn vor, jetzt diesen Zuruf zu hören, den sie so oft von den Lippen des theuren, edlen Mannes, den sie Vater nannte, vernommen. Ohne zu antworten, wollte sie rasch

am Zaun hinschlüpfen, allein sie fühlte ihren Arm erfaßt und unter den ihres Begleiters geschoben, der jetzt mit ihr umkehrte.

„Ich will Sie nach Hause bringen," sagte der Mann mit der selben rauhen, wilden Stimme, „wo wohnen Sie, Schätzchen?"

Helene wußte sich nicht anders zu retten, als daß sie auf das erste beste Haus zeigte, dessen Fenster noch erleuchtet waren, und dieses als ihren Wohnort bezeichnete. Die Kürze des Weges schien dem Führer nicht angenehm.

„Das ist ja ein Speise-Lokal," sagte er, „und Sie sind wohl die Köchin? Allein dafür sieht Ihr Hut und Ihr Mantel zu fein aus. Also wohl so etwas wie Kellnerin —?"

„Ich bin die Tochter des Wirths" — sagte Helene in steigender Beklemmung, und suchte vergeblich ihren Arm frei zu machen.

„Wenn das ist," rief ihr Begleiter, „so wüßt' ich wohl, mein Fräulein, auf welche Weise Sie meinen Dienst, den ich Ihnen so eben leiste, indem ich Sie begleite, vergelten könnten. Sie werden mir ein kleines Abendbrod vorsetzen lassen. Nicht wahr? Ich habe meine Börse gerade zu Hause vergessen. Nun, sind Sie dabei? Wenn Sie's nicht wollen, so muß ich

mir ein anderes Abendbrod selbst nehmen, das heißt einen Kuß. Geschwind, mein Schätzchen, wählen Sie."

Ein großes, bärtiges Gesicht näherte sich Helenen, und eine derbe Hand schob den Schleier ihres Hutes zurück.

„Ich werde Ihnen Geld geben, daß Sie sich selbst ein Abendbrod kaufen können," sagte sie mit gepreßter Stimme, und brachte ihre Börse hervor. Sogleich befand sich diese in den Händen des Begleiters, und ehe Helene einen Laut hervorbringen konnte, war die große, schwarze Gestalt in der Nacht verschwunden. Zugleich verlöschten die Lichter der Restauration, und die Thür wurde geschlossen. Helene erhob ihre ohnmächtige Stimme, um nach einer Droschke zu rufen, dicht neben ihr rief eine eben so klägliche Stimme ebenfalls nach einer Droschke. Helene wandte sich um und sah, daß ein zweiter Schatten, aber diesmal ein sehr kleiner, schmaler, neben ihr in der Dunkelheit sich bemerkbar machte.

Helene bemerkte, daß an der Seite dieses neuen Unbekannten etwas wie eine Waffe blitzte. Es mußte also ein Mann sein, und zwar ein bewaffneter; das konnte schon als Trost gelten, und diesmal war Helene diejenige, die zuerst das Wort ergriff.

„Lassen Sie uns zusammen eine Droschke aufsuchen,“ sagte sie in einem freundlichen Tone zu ihrem Unglücksgefährten.

„Ach ja, wir wollen zusammen eine Droschke aufsuchen,“ tönte es wieder.

„Nun so kommen Sie —“

„Ja, wenn Sie mir den Arm geben wollten,“ bat die Stimme; „ich habe in einen Kehrichthaufen getreten, und sitze jetzt so fest darin — Teufel Donnerwetter! Ist das eine Straße!“

Helene machte den Bittenden frei, und bemerkte jetzt erst, daß sie einen kleinen Militairschüler vor sich hatte, allein er war das schmächtigste, magerste Jüngelchen, das je in der Uniform eines Kadetten gesteckt hatte. Helene nahm seinen Arm und das Paar schritt vorwärts. „Wenigstens wird mich der nicht um einen Kuß bitten,“ sagte sie beruhigt und lächelnd zu sich.

„Wenn wir nur nicht angefallen werden!“ hub der kleine Kriegsheld an.

„Aber Sie haben ja eine Waffe bei sich.“ —

„Ach Gott, ja! Aber wissen Sie wohl, daß es gefährlich ist, sie herauszuziehen, ich kann entweder mich oder Sie verwunden. Das Ding hat eine

mörderische Spitze; man kann Federposen damit schneiden."

„Es ist wahr," sagte Helene. „Wir wollen hoffen, daß wir sie gar nicht in Anwendung bringen. Aber halt! da steht ein Mann, unbeweglich am Zaun gelehnt. Was wird der nur wollen?"

„Ja, was wird der wollen! Es ist abscheulich, daß man in Berlin nicht spazieren gehen kann, ohne Männer am Zaun zu finden."

„Der Mensch steht unbeweglich!" bemerkte Helene, die Größe des Schattens messend. „Er scheint groß —"

„Er hat seine zwölf Zoll" — raunte ihr der Kadett in's Ohr. „Es ist ein Demokrat." —

Der Schatten wurde etwas kleiner; er schien sich zu bücken.

„Gehen wir drauf los," munterte Helene ihren Begleiter auf. „Es ist wohl gar ein alter Bettler, der sich mehr vor uns fürchtet als wir vor ihm. Sehen Sie, er scheint die größte Lust zu haben, fortzulaufen."

Eine äußerst dünne und zitternde Stimme rief: „Wer da?"

Eine nicht minder schwankende Stimme, die un-

serm kleinen Bewaffneten gehörte, fragte ebenfalls: „Wer da?"

Jetzt näherten sich beide Parteien mit der gehörigen Vorsicht, und Helene erkannte zu ihrer großen Freude ihren Hausgenossen, den furchtsamen Herrn. Dieser mit nicht geringerem Vergnügen sie. Der Kadett war Zeuge der Bewillkommungsscene. Man theilte sich gegenseitig mit, was einen hierher gebracht. Der furchtsame Herr hatte mit einem befreundeten Kunsthändler in jener Restauration gespeis't, hatte sich verspätet und war beim Anblick der durch die Dunkelheit blitzenden Waffe erschreckt stehen geblieben. Wie in jener Scene in der komischen Oper hatte sich Einer vor dem Andern gefürchtet und Jeder seinem Gegner Furcht eingeflößt.

„So treffen wir uns denn in Nacht und Dunkel, mein liebes, liebes Fräulein," sagte Herr Karcher. „Aber nun wollen wir auch zusammen nach Hause gehen."

Der Kadett bestieg eine Droschke, nachdem er Helenen mit Dank überschüttet, sie und Herr Karcher wollten eben in einem zweiten Wagen Platz nehmen, als bei dem Schein der Laterne, an der sie jetzt standen, zwei Herren an ihnen vorübergingen, die beide die Dame scharf fixirten. Der Eine machte sich so-

gleich von seinem Begleiter los und war im Begriff, zu der Dame in die Droschke zu springen, indem er rief: „Ach — meine Handschuhfabrik-Bekanntschaft! Endlich seh' ich Sie wieder! — Jetzt entkommen Sie mir nicht" — als der andere Herr ebenso heftig an der andern Seite die Wagenthür öffnete, und sich tief hineinbückend rief: „Ist's möglich, Helene Hermes!"

Es war Robert, Helene hatte ihn sogleich erkannt.

Herr Kieselack, kaum jene Begrüßung vernehmend, ließ sich geschwind wieder aus der Droschke herausgleiten, indem er zugleich dem furchtsamen Herrn einen Tritt auf dessen krankhafte Fußzehen versetzte.

„Um Gotteswillen, Robert," flüsterte Helene, heiß und fest die Hand des Geliebten in die ihrige pressend, „verlaß mich jetzt. Benutze diesen Zufall nicht! Suche nicht mein Geheimniß zu erspähen! ich darf es noch nicht enthüllen. Bei dem Angedenken unserer Liebe entferne Dich, und hoffe — stark und fest — so wie ich hoffe, auf eine nahe glückliche Zukunft." —

„Ach Helene!" —

„Robert!"

Es lag so viel Innigkeit, so viel rührende Bitte in diesem einen Worte, daß er von jedem Versuch,

der Bitte entgegenzuhandeln, abstehen mußte. Die Droschke fuhr ab.

„Sie kannten diese Dame?“ fragte Robert Herrn Kieselack.

„Ich glaubte sie zu kennen,“ sagte dieser ausweichend. „In der Dunkelheit täuscht man sich.“

„Nein, nein! Sie kannten sie.“

Herr Kieselack froh, irgend Jemand mit seiner Allwissenheit dienen zu können, zugleich neugierig wie immer, und begierig seine Nase in Dinge zu stecken, die ihn nichts angingen, sagte endlich mit großer Selbstzufriedenheit: „Nun denn, ja, ich kenne sie.“

„Und wissen auch, wo sie wohnt?“

„Und weiß auch, wo sie wohnt.“ —

Robert schwebte die Frage: wo? schon auf der Lippe, allein er besann sich, so eben sein Wort stillschweigend verpfändet zu haben, diese Frage nicht zu thun. Schweigend und verstimmt ging er neben seinem Gefährten, der begierig neue Fragen erwartete, und erstaunt war, wie er keine mehr vernahm.

17.

Die Haussuchung.

Diese Nacht hatte ihre Schrecken. Zuerst lagerte sich ein düsteres Gewölke über dem Hausfrieden und dem ehelichen Glücke Herrn Piersig's, dann war Herrn Karcher eine unbeschreiblich empfindliche Prüfung vom Geschick beschieden, und endlich ward Helenen eine kummervolle und mit den bittersten Gefühlen über und über beschattete Morgenstunde zu Theil.

Frau Piersig trat gegen elf Uhr ihre Wanderung in Geleitschaft ihres Nachbars an. Man wandte sich zuerst in jene Stadtgegend, wo Herr Piersig bei einem alten Freund und Gevatter besonders häufig einzusprechen pflegte. Allein er war nicht dagewesen. Das Paar wanderte weiter und nun begab man sich in eine etwas vornehme Schenke, die den hoffärtigen

Namen einer „Halle" führte und wo Kellnerinnen „in Costüm" zu nicht geringem Schrecken und Entrüstung der Frau Piersig den Dienst versahen. Der Nachbar erkundigte sich, während Frau Piersig draußen frische Luft schöpfte. Allein auch hier hatte man den Handschuhfabrikanten nicht erblickt. Dann faßte man eine kleine Schenke in's Auge, allein diese war zu bescheiden, als daß Herrn Piersig's Fuß sie gewürdigt haben sollte ihre Schwelle zu überschreiten. In der Nähe dieser Schenke sah man einen alten Herrn irre gehen, der seinen Hut bereits verloren hatte, und nun, „wie der West unter Blumen gaukelt," die Straße herab tändelte, so unvorsichtig und so leichtfertig, und so genial mit dem Regenschirm um sich her manövrirend, daß unser Paar geschwind auf den gegenüberliegenden Steg auswich. Am Ende der Straße, und gegenüber einem kleinen leeren Wachthäuschen ließ dieser unvorsichtige alte Herr die Republik leben, welches einen ungemeinen Schrecken in der Nachbarschaft, wo zwei bejahrte Damen eben beschäftigt waren ihr jungfräuliches Lager zu besteigen, erregte. Zwei Hunde und zwei Portiers-Frauen wurden ungemein aufmerksam auf den alten Herrn, und verfolgten ihn auf seinem schwankenden Lebenswege so lange, bis sie sahen, daß er einer Patrouille in die Arme tau-

melte, und somit in sein zeitliches und ewiges Verderben rannte.

Frau Piersig und ihr Begleiter hätten noch lange und vergeblich ihre Entdeckungsreisen durch die nächtlichen Straßen machen können, wenn nicht zum Glück ein Bekannter ihnen aufgestoßen wäre, der so eben den Handschuhfabrikanten in seinem derzeitigen Verbleib verlassen hatte. Frau Piersig machte sich durch einen schweren Seufzer Luft, als sie erfuhr, wie wechselnd ihr Mann in der Wahl des Ortes seiner zügellosen Genüsse geworden war, und ein Verdacht stieg in ihr auf, daß dies aus keinem andern Grunde geschehen, als um sich ihren zarten Nachforschungen zu entziehen. Ein Gefühl der Bitterkeit machte sich in dem Busen dieser schwergeprüften Frau Platz. Als das Gasthaus erreicht war, entleerte sich eben die Bierstube ihres Inhalts, da die Polizeistunde geschlagen, und ein Strom von Gästen gelangte in einiger Unordmung auf die Straße. Eine Welle in diesem Strom bildete Herr Piersig, und sie war mehr als die andern bemerkbar, weil diese Welle einen wundersamen rothen Punkt auf ihrer Oberfläche zur Schau trug, und dies war nichts Geringeres, als die Waterloo-Weste. Diese erblickend und dabei ihren Mann ohne Hut und ohne Regenschirm sehend, waren für Frau

Piersig zwei in gleicher Weise erschütternde Wahr=nehmungen. Herr Piersig hatte also nicht allein durch das Aufsuchen eines völlig fremden Lokals sich jeder gemüthlichen Nachforschung zu entziehen gesucht, er hatte sich auch besonders zu diesem verbrecherischen Gange geputzt und ein Kleidungsstück angelegt, wo jeder Flecken, der auf dasselbe gelangte, auch zugleich — und dies wußte Herr Piersig — einen düstern Schatten auf die Seele seiner Frau brachte. Denn die Waterloo=Weste war ein Heiligthum. Frau Pier=sig knüpfte an sie allerlei Vor= und Nachbedeutungen in Bezug auf den Bestand und glücklichen Verlauf ihrer Ehe. Sie stürzte sich also dem Strom entge=gen, und bildete auf wenige Minuten den „Fels, an dessen festen Rippen sich die Welle bricht" und griff dann mit einem einzigen, kühnen Griffe in den Arm des Flüchtlings. Herr Piersig hatte eine dunkle Ah=nung von der Beschaffenheit der Dinge, die um ihn her vorgingen, er fühlte, daß sich sein Haupt mit ei=nem Hut bedeckte, und er vermuthete, es könnte der seinige sein. Er sah sich zu einigem Danke verpflich=tet, und machte eine leichte ausgleitende Verbeugung, die ihm den kleinen Rest Gleichgewichts kostete, den er noch besaß, und Frau Piersig zwang, sogleich in die Verpflichtungen ihres Amts zu treten. Das Ver=

gebliche ihres Beginnens einsehend konnte sie sich nicht enthalten, eine Fluth von Vorwürfen und Fragen in das Ohr des Mannes tönen zu lassen, aber Herr Piersig hatte davon nur eine höchst verworrene, aber keineswegs unangenehme Einwirkung. Er hielt seine Frau für ein etwas zudringliches Harfenmädchen, und forderte sie auf, noch lauter zu singen, indem er zugleich einen Versuch machte, ihr an's Kinn zu greifen. Wenn es nicht wegen der Waterloo-Weste gewesen, Frau Piersig wäre versucht gewesen, den Fabrikanten seinem Schicksal zu überlassen, so entrüstet und in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt fühlte sie sich.

Während diese Drei die einsamen Straßen des unter dem Belagerungszustande ruhenden Berlins dahinwandelten, nahm die Droschke, in welcher Herr Karcher und seine junge Hausgenossin saßen, dieselbe Richtung, nach demselben Ziele. Helene saß schweigsam in der dunklen Wagenecke, und ihr Begleiter hatte ebenfalls nicht die mindeste Lust, ein Gespräch zu beginnen, denn er befand sich in einem äußerst unbehaglichen Zustande. Zum erstenmal während seines länger als zwanzigjährigen Aufenthalts in Berlin kam er ohne Hausthürschlüssel nach Hause. Ein Umstand von einer unbeschreiblichen Wichtigkeit

für diesen Mann, der die Ordnungsliebe selbst war. Das Gespräch mit dem Fremden hatte sich über Erwarten weit hinausgezogen, dann das Abenteuer in der dunklen Gasse, kurz Herr Karcher war ohne Schlüssel weggegangen, weil er zu guter Stunde wieder zu Hause sein wollte, und kam jetzt zu sehr schlimmer.

An der Thüre angelangt, fand man diese verschlossen. Die Berliner Nachtschwärmer wissen in solchen Fällen das rechte Mittel, es ist dies, den Nachtwächter herbeizurufen, und der Fremde, der diese Sitten nicht kennt, hört in den ersten Nachtstunden oft in seiner Straße sonderbare Laute, die fast wie Hülferufe klingen, und furchtsamen Leuten einen Schreck einjagen können. Herr Karcher hatte diese Schreie immer sehr widerwärtig gefunden, und jetzt befand er sich in der Lage, selbst einen solchen zu thun. Er brachte einen nur schwächlichen Ton über seine Lippen, und rannte dabei hin und her in einem mehr als beklagenswerthen Zustande. Auch Helene erhob ihre melodische Stimme — gleichfalls vergeblich. Herr Karcher nahm auf einer Treppenstufe Platz, indem er sein Haupt melancholisch auf beide Arme stützte.

So befand sich das Paar noch vor dem ver-

schlossenen Hause, als das Schicksal eine Hand schickte, es zu öffnen, die man nicht erwartete, im Gegentheil, die man um jeden Preis entfernt gewünscht hätte. Eine Patrouille rückte heran, zwölf Mann Soldaten mit einem Unteroffizier, und diese behelmten und bewaffneten Nachtvögel hielten gerade vor dem Hause des Handschuhfabrikanten, und stellten sich vor demselben auf.

Herr Karcher hätte unter die Erde sinken wollen.

Im Gefolge dieser Schreckensmänner kam auch der Nachtwächter. Das Haus wurde aufgeschlossen.

„Gehören Sie in's Haus," fragte der Unteroffizier Herrn Karcher.

„Ich gehöre hinein," entgegnete der Künstler mit einer Stimme, die durch alle Tonarten hindurchzitterte.

„So werden Sie uns folgen," sagte der Fragende. „Wir untersuchen das Haus; es sind hier Waffen verborgen."

„Waffen!" rief Herr Karcher, indem er sich selbst Muth zuschrie. „Um Gotteswillen, nein, Herr Unteroffizier! Da sind Sie falsch berichtet. Wir haben unsere Waffen, wie es geboten ist, sämmtlich abgeliefert. O, ich habe meine Flinte durch Madame Piersig abliefern lassen, denn ich saß damals im

Schuldgefängniß. Madame Piersig — Madame Piersig —“

„Wer nennt meinen Namen?“ rief eine athemlose Stimme um die Ecke der Straße her, und drei Gestalten bewegten sich rasch, wie Schatten, die plötzlich aus dem Schooße der Erde emporgestiegen waren, auf das Haus zu.

„Ach da sind Sie — meine theuerste Frau Piersig! O, welch' ein Glück, daß wir hier so Alle zusammentreffen!“

„Herr Karcher —, wenn Sie das ein Glück nennen,“ schnaubte die Frau ganz wild, „so weiß ich nicht, wie Sie das Unglück betituliren. Gott soll mich strafen, die vielen Soldaten, die Nachtwächterschaft! das giebt ein Gerede! ich arme Frau!“ —

Herr Piersig erhielt einen Theil seiner Besinnung wieder.

Aus der Nachbarschaft, oben und unten erschienen Köpfe.

Der Unteroffizier war in der finstern Oeffnung der Hausthür sammt Madame Piersig verschwunden. Der Nachbar, der immer noch Herrn Piersig's Regenschirm wie ein anvertrautes Kleinod von unschätzbarem Werthe trug, gab dieses Pfand rasch ab, und bog in die Seitenstraße, um nicht in einen anschei-

nend verdrießlichen Handel als Zeuge mit verwickelt zu werden. Schnell wie ein Täubchen, das vor dem Habicht in den Schlag hineinschlüpft, war Herr Karcher in's Haus geglitten, und Helene, die sich diesen ganzen Auftritt nicht erklären konnte, von ihrem Begleiter aber, den sie in diesen peinvollen Augenblicken mit allen Vorwürfen verschonte, keine Erklärung erhalten konnte, folgte mit diesem. Ein Theil der Soldaten blieb vor dem Hause stehen, ein anderer Theil besetzte im Innern die Eingänge.

Im Hause begann nun ein heimliches Rumoren, und es waltete darin eine unbeschreibliche Aufregung.

Frau Piersig war wieder einmal ganz Heldin und großer, herrlicher Charakter. Sie war wieder „eine Säule und eine Stütze des Haushalts." Mit einer „großen Schuld auf dem Gewissen," denn wer wußte besser und mehr um den Grund, weshalb die Soldaten kamen, spielte sie dennoch bewunderns-werth die reinste, die unangetastetste Unschuld. Sie öffnete Schränke und Kisten, stieg in Gewölbe und Keller hinab, und wühlte lächelnd und mit der furchtbaren Schönheit einer Judith in Ausdruck und Stellung ihr eigenes Lager auf, und gab dessen Fülle und Einrichtung den Blicken des Unteroffiziers preis. „Ich weiß," sagte sie, „daß man mich verläumdet,

daß man mich antastet, aber ich bin gerade die Frau, die dazu lächelt! Ich sage Ihnen, Herr Unteroffizier — ich lächle! berichten Sie das, ich bitte, dem Herrn General, und wenn es sein muß, auch Sr. Majestät, dem Könige."

Der Unteroffizier murmelte etwas, das so klang wie die Bemerkung, daß er nicht hoffen dürfe mit Sr. Majestät in eine persönliche Unterredung über diesen Fall zu kommen. —

„Ich habe Prüfungen zu erleben gehabt, Herr Unteroffizier!" hub Frau Piersig wieder an, immer noch neben ihrem aufgewühlten Lager stehend — „ich sage Ihnen Prüfungen! Allein diese ist die härteste! Konnten Se. Excellenz der Herr General so weit sich verirren in Beurtheilung der Personen und der Lokalitäten!" —

Die Bitterkeit, mit der diese Worte gesprochen wurden, war eine unbeschreibliche.

Herr Piersig wollte hier Einiges hinzufügen, allein Frau Piersig legte ihm Schweigen auf für die ganze Dauer des Belagerungszustandes. „Du sprichst nie wieder!" sagte sie, „denn durch Dich ist das ganze Unglück gekommen. Zieh die Weste aus."

Herr Piersig stand nicht einen Augenblick an, diesem Befehl Folge zu leisten. Unterdessen waren

auch die obern Räume einer, wiewohl nur flüchtigen, Untersuchung unterworfen worden, und die Patrouille entfernte sich wieder.

Allmählig kehrte die Ruhe wieder in's Haus.

Aber als alle andern Bewohner des Hauses die Ruhe schon wieder gefunden hatten, hatte der „furchtsame Herr" sie noch nicht gefunden. Er lag zwar im Bette, aber wenn er auf der Kirchthurmspitze geschwebt hätte, er hätte ebensowenig dem Schlaf sich hingeben mögen. Der Gedanke „Verborgene Waffen" machte, daß jedes Mohnkörnlein Schlummer in alle Winde sich verflüchtigte. Zehnmal in einer Sekunde wiederholten sich in seinem Kopfe die Worte: „Verborgene Waffen." Er fand diese Worte auf jeder Wand seines Zimmers von einer unsichtbaren Hand aufgeschrieben, und wenn sie noch nicht aufgeschrieben waren, so wurden sie in dem Moment, wo sich sein Auge auf einen Fleck der Wand richtete, dorthin mit sehr leserlichen Buchstaben hingeschrieben. Vor den mächtigen Fensterscheiben tanzte etwas wie ein Schein, ein bleiches Phantom, und bei näherem Hinblicken that sich dieses vibrirende Bild als ein Kavalleriesäbel kund, der sich im Nu in eine Muskete, und von dieser in entsetzlicher Geschwindigkeit in eine gefüllte Patrontasche verwandelte. Die Bil-

der an der Wand riefen sich einander immer dieselben Worte zu, und sogar ein Barometer zeigte anstatt, wie es seine Pflicht war, auf veränderliches Wetter, auf „Verborgene Waffen.“ Alles in diesem ruhigen Schlafzimmer hatte sich verschworen, um dem unglücklichen Bewohner desselben den Namen zum Hohn zu machen.

In dieser unsäglich peinvollen Lage kam ein dreimaliges Klopfen an der Tapetenthür des Verschlags recht zu gelegener Zeit. Was konnte passender sein, als jetzt, da sogar die Bilder an der Wand sich von Waffen unterhielten, daß an eine Thür geklopft wurde, wo unter keiner andern Bedingung, in keiner andern Nacht jemals geklopft werden konnte. Denn in dem alten Bretterverschlag wohnte Niemand, und konnte Niemand wohnen. Aber in dieser Nacht mußte dort Jemand wohnen, und dieser Jemand mußte grade jetzt klopfen und hinaus verlangen. Alles das war so eingerichtet, um den furchtsamen Herrn zu Grunde zu richten. Dennoch rief er: „Herein!“ völlig überzeugt, daß der, der jetzt klopfte, doch sich nicht würde abweisen lassen.

Und ein Kopf, bedeckt mit einem alten grauen Hut, steckte sich durch den Spalt der Thüre. Dieser Kopf war der Kopf eines alten, kränklichen und

verdrießlichen Mannes, aber was diesem Kopfe angehörte, war der Körper eines Kindes.

„Es ist der Kanter!" rief Herr Karcher athemschöpfend. „Unglückliches Kind, was willst Du hier? Und wie kommst Du in mein Zimmer, und in diesen Verschlag, wohin Du gar nicht gehörst?"

Der Kanter nahm seinen Hut, oder vielmehr den Hut Herrn Karcher's ab und grüßte, wie man einen alten Bekannten, den man unvermuthet wieder sieht, zu grüßen pflegt.

Herr Karcher saß in seinem Bette aufrecht, und starrte seinen Gast an.

Nun begann die Mimik des Blödsinnigen, und diese war von einer solchen fesselnden Kraft, daß der furchtsame Herr im Verlauf dieser telegraphischen Nachrichten in eine so entsetzliche Exaltation gerieth, daß er, sein Lager verlassend, und das Licht mitten auf den Boden des Zimmers setzend, sich niederhockte zu dem unheimlichen Berichterstatter, und diesem gleichsam die Worte, die nicht ertönten, aus den Lippen sog. Die magern Hände des Kleinen flogen dabei auf und ab, und zeigten endlich wiederholt auf eine und dieselbe Stelle, und diese war — Herrn Karcher's Lager. Grausenvolle Nachricht! Die ver=

steckten Waffen lagen — unter Herrn Karcher's Bette! — Ja — ja! unter Herrn Karcher's Bette! Es konnte die Hölle kein schwärzeres Bubenstück ausführen. Und Herr Karcher hatte in diesem Bette gelegen, er hatte geradezu — o Gott, die Wahrheit war ja gar nicht mehr zu verheimlichen — über einem Fäßchen Pulver zu schlummern versucht. So etwas war noch nie dagewesen. Kein Räuberhauptmann hatte noch je so zu schlummern gewagt, ein Ungeheuer von Muth irgend welches hätte das selbst nicht gewagt, und er! — das Fäßchen steckte noch unterm Bette, wenn er es nicht glauben wollte, der Kanter war ganz bereit, mit dem Licht hinzuleuchten. Wahnsinnig und mit allen Gliedern schlotternd, hatte Herr Karcher doch noch wenigstens die Geistesgegenwart, dem Knaben das Licht aus der Hand zu reißen, und es geschwind auszulöschen. Nun war wenigstens das Pulver für den Augenblick gefahrlos gemacht, wenn auch die ganze Stube darüber in die schwärzeste Nacht versank.

Herr Karcher legte einen Fluch, der von Kind zu Kindeskinder und so immer weiter forterben sollte, auf das Haupt der Madame Piersig. Dann kleidete er sich verworren und übereilt an, ordnete im Fluge einige Papiere, oder brachte sie vielmehr in

Unordnung, und verließ das Haus. Alles in stürmischer Eile, wie ein abgeschossener Pfeil.

In einer entfernten Gegend nahm er ein Zimmer in einem Gasthofe, und wohnte hier als „interessanter Fremder" der plötzlich angereist gekommen ist, und von dem man vermuthet, daß er politisch verfolgt werde. Aus diesem sichern Zufluchtsorte beschoß nun Herr Karcher seine ehemalige Wohnung wie eine feindliche Festung, und schickte Briefe dorthin ab, ohne Angabe des Namens und des Orts, unter der Maske eines Herrn, der eine Wohnung miethen will, und sich vorläufige Nachrichten erbittet. Auf so vorsichtigem Wege erfuhr er zwar sehr langsam, aber ziemlich genau, wie die Angelegenheit mit den Waffen sich entwickelte. Erst als er durch den Kanter, den heimlich zu sprechen ihm glückte, wußte, daß die gefährliche Einlage des Hauses gänzlich und für immer entfernt worden war, machte er Anstalten wieder heimzukehren.

Was Helene betrifft, so gab ihr der Anlaß, daß sie ihren Geliebten gesehen, und gesprochen, Gelegenheit, ernst und lange über ihre Zukunft nachzudenken. Es schien ihr eine Unmöglichkeit, daß jemals die so selig geträumte Einigung zu Stande käme. Von Neuem war ihr wieder heute diese Ueberzeugung aufgedrun-

gen worden, und sie glaubte einen ähnlichen trüben Gedanken in der unsichern Stimme und in dem umflorten Auge ihres Geliebten ausgesprochen gefunden zu haben. Auf Umwegen und durch die dritte Hand hatte sie in diesen Tagen einen Brief von dem Bruder erhalten, der ihr von Neuem die drohende Versicherung gab, daß wenn sie den Gedanken an diese Heirath nicht aufgäbe, sie nie hoffen dürfe, weder ihn, noch Eines der Ihrigen je wieder zu sehen. Auch er wollte Berlin verlassen, und es käme nun auf sie an, ob sie noch einen Bruder haben werde, oder nicht. Helene wußte, welch' ein unseliger Trotz, welch' eine unbezähmbare Leidenschaftlichkeit in dem Herzen dieses jungen Mannes lebte, und sie konnte sich keiner täuschenden Hoffnung hingeben, als wäre irgendwie eine Versöhnung zwischen ihm und ihr anders, als auf dem bezeichneten Wege, möglich. Diesen Weg jedoch einzuschlagen, dagegen sträubten sich bis jetzt noch alle Kräfte ihres Wesens. Sie war sich ihrer Liebe mehr als je bewußt, und mit großem Muth und fester Entschlossenheit rief sie sich zu: „daß sie die Hindernisse zu besiegen wissen werde." Das Wort, das der alten Großtante entschlüpft war, trug nicht wenig dazu bei, der Sehnsucht das Gelingen vorzuspiegeln. Die Alte hatte gesagt, daß sie

zufällig die Entdeckung gemacht, daß sie den Herrn von Ruborn kenne, und auch über dessen Sohn hatte sie, ganz gegen ihre frühere Ansicht, einige wohlwollende Worte geäußert. War hierauf nicht weiter zu bauen? Konnte von hieraus nicht eine günstige, oder doch wenigstens eine weniger ungünstige Entscheidung ausgehen? Wie rasch, wie begierig ergreift das liebende Herz jeden auch noch so unhaltbaren Trost. In Gedanken sah Helene die Alte schon als Vermittlerin und Friedenstifterin im Kreise der streitenden Gewalten.

Das arme Mädchen empfand das Bedürfniß, einem wohlwollenden Herzen ihren Kummer mitzutheilen, sie hatte sich dazu Herrn Karcher ausersehen, und stieg am nächsten Morgen, zu der Stunde, wo sie wußte, daß er von der Arbeit ruhte, die einsame Stiege hinauf. Wie sehr verwundert war sie, als sie erfuhr, daß ihr Freund verschwunden sei, und daß Niemand wisse, wohin er gerathen. —

18.

Die Kaiserkrone.

Unterdessen hatten die Geschicke sich erfüllt. Der zweite April hatte die Deputation aus Frankfurt mit der Kaiserkrone gebracht, und zugleich die ablehnende Antwort des Königs. Eine Menge Hoffnungen waren zerstört, eine Menge Aussichten und Pläne vereitelt, aber ein nicht geringer Theil der Bevölkerung der Hauptstadt frohlockte. Wer eines folgerechten Urtheils und einer politischen Ueberzeugung fähig war, und dabei ein warmes Herz für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes im Busen trug, konnte nicht anders, als dem König Recht geben. Die fanatischen Patrioten gingen freilich noch weiter, sie wollten, daß mit Indignation ein verrätherisches Geschenk, das der Geber selbst nicht einmal besaß, und das als Lockspeise angeboten wurde, um einen mächtigen, hochherzigen Staat, einen stolzen, selbständigen Monarchen in die

Hände von ehrgeizigen Unterhändlern und frechen Empörern zu liefern, fortgestoßen werde. Diesen extremen Patrioten gegenüber setzten sich eben so extrem die „Einheitssüchtler" fest, die mit grenzenlosem Wehklagen und Geschrei jetzt ganz Deutschland verloren gaben, indem es an dem Egoismus und den Sonderinteressen Preußens scheitere. Diese Einheitssüchtler wütheten förmlich gegen jene extremen Patrioten, und eine Partei schraubte die andere immer mehr auf eine unnatürliche Höhe. Der König und das Ministerium hielten die Mitte. Man konnte bemerken, daß eine große Wärme für die angestrebte Einigung Deutschlands, gerade von den engeren Kreisen des Hofes ausging, daß gewisse Ideen, die in der zweiten Kammer einen wahren Sturm der Begeisterung erregten, von dem edlen und großdenkenden Herzen einer Frau getheilt wurden, die von ihrer erhabenen Stellung aus mit feiner Hand und scharfblickendem Auge, die Fäden so manches Gewebes in der Hand hielt. Dieser „schöne" Enthusiasmus war jedoch — so wie die Sachen standen — der gefährlichste Feind. Nicht die plumpe Lüge, wie sie eine eidbrüchige Genossenschaft aussann, nicht der dreiste Angriff aus verrätherischem Lager her, nicht die Schlüsse und Folgerungen einer Politik, die geschickt genug operirte — alles dieses nicht,

wohl aber der milde, schöne Freiheitsgedanke, der warme Pulsschlag eines Herzens, das Beglückung und Frieden für Alle aussann, konnte bethören und vom Wege ablenken. Trotz also der Wärme, die von einer Partei des Hofes ausging, fand jede annähernde oder vermittelnde Stimme zwischen Frankfurt und Berlin in der Weisheit und Festigkeit des Ministeriums ihre entschiedene Abweisung. Der König war unerschütterlich fest. Der Weg, der einmal eingeschlagen war, sollte nun und nimmermehr verlassen werden. Die Gutgesinnten waren im Hinblick auf die Festigkeit unbeschreiblich glücklich. Man rief sich zu: Nun endlich einmal ein Bruch, ein entschiedener Bruch mit unseren offenen wie mit unsern heimlichen Feinden! — Preußen schien gesichert, schien gerettet! — Man erwartete allerdings, wie die Folgezeit sie denn auch gezeigt, Unruhen und Aufstände in den Provinzen, allein man konnte mit dieser „siegesfesten" und „willenstarken" Minorität, wie sie sich um die treuen und rechtlichen Männer bereits geschaart hatte und täglich mehr schaarte, getrost jedem fernern Schwanken des Staatsschiffs entgegensehen. Wir erinnern an die Worte in dem Gespräch am Eingang dieser Erzählung: Wollte Deutschland nicht — nun wohl; Preußen hatte das Seinige gethan!

Jetzt, da man den Muth gehabt hatte, jeden täuschenden Mantel hinwegzuziehen, zeigten sich auch überall die Erscheinungen in ihrer Nacktheit. Nicht um die Einigung der deutschen Stämme, um den Heerd der Ordnung und des Gesetzes war es der Partei, die sich das große und laute Wort überall angemaßt hatte, zu thun, sondern, wie die nun bald darauf ausbrechenden Aufstände in Dresden, in Baden und in der Pfalz bewiesen, lediglich um den Umsturz jeder Ordnung und der Vernichtung jeder Gesetzlichkeit. Die Versammlung in Frankfurt stiebte auseinander, indem ein Theil jetzt offenkundig mit der rothen Fahne nach Baden entfloh, der andere Theil sich zu erneuten revolutionären Berathungen gegenüber den verhaßten Regierungen zusammenfand. Seit dem zweiten April war es Sitte geworden „überall offene Sprache zu führen." Welch ein grenzenloser Gewinn für die gute Sache! Welch ein Fortschritt zum Besseren! welch ein Sieg über die Mächte des Trugs! Die Revolution mußte Rechnung ablegen; und sie that's. Die Völker sahen, wer ihre Führer waren, und wer ihre Führer für's Künftige sein sollten. Sie wiesen sie entschieden zurück. Die physische Gewalt vollendete nur, was die viel stärkere, viel mächtigere moralische Gewalt bereits begonnen

hatte. Mit diesem Geschlecht der Lüge, der Feigheit, der Treulosigkeit war kein Bund zu schließen. Das gemißbrauchte Volk nahm stolz und heftig die Mandate zurück, die es offenkundigen Betrügern gegeben. Die Zeit der Verblendung war vorüber. — Jetzt war es an den Fürsten, die Früchte ihres Sieges mit Mäßigung zu genießen; und nie ist wohl ein Fürst bescheidener im Siege gewesen, als Preußens König. Im Bewußtsein an der Spitze eines Volkes zu stehen, das stets einen Weg mit ihm zu gehen bereit war, weil es Vertrauen und Liebe zum angestammten Fürstenhause in seiner Brust bewahrte, im Bewußtsein, daß dieses treue und ihn liebende Volk auf einer Stufe sittlicher und politischer Bildung stehe, die es ihm unmöglich machten, auf lange dem Irrthum und der falschen Meinung das Ohr zu leihen, mit diesem Bewußtsein konnte Preußens König auch bescheiden im Siege sein; denn er konnte sich's sagen, nicht ich allein, mein Volk hat so entschieden und so gewählt! Diese „Treuen," die Gott mir gegeben, und denen Gott mich gegeben — sie haben gewollt, was ich nur ausgesprochen. Wenn ein Fürst mit seinem Volke einig ist, und Beide die göttliche Ordnung auf Erden herstellen wollen, wie kann dann von einem Uebermuth im Siege die Rede sein? Und

Preußen, zu einer großen Rolle in dem Staaten-Drama der Neuzeit berufen, hat durch die Ereignisse des Jahres 1849 gezeigt, wie fest und stark, aber auch wie bescheiden und demüthig es ist. — Welche Vortheile würde ein Usurpator aus einer Stellung ziehen, wie die ist, in die wir Preußen jetzt eintreten sehen? Wie würde ein stolzer und rücksichtloser Autokrat das moralische und physische Uebergewicht auszubeuten wissen, das jetzt dem Namen „Preußen" anzuhaften beginnt! — — Für den Bereich dieser Erzählung mögen diese Andeutungen ausreichend sein; wir kehren zum Gange der Begebenheiten zurück.

Im Laden des Fabrikanten hatte sich der Nachbar eingefunden und nahm mit Frau Piersig den Platz auf dem Sopha ein, Helene befand sich, mit ihrer Arbeit beschäftigt, in der Nähe des Fensters, der Kanter thronte wie immer auf dem Ladentische und hatte wiederum sein Studium dem einen bewußten Zeitungsblatte zugewendet, das für ihn eine unergründliche Quelle des Forschens geworden war. Die Familie wartete auf Herrn Piersig, der gegangen war, sich den „Krönungszug", wie er ihn nannte, anzusehen. Frau Piersig hätte bei dieser Gelegenheit gewiß nicht verfehlt, ebenfalls ihre Person dem Gewühl auf der Straße auszusetzen, allein sie hatte noch etwas Fieber.

Jene Nacht war ihr, wie sie sich ausdrückte, in die Glieder gefahren, und Herr Piersig hatte zum erstenmale während seiner Ehe erlebt, daß seine Frau ihm mit sehr sanfter Stimme sagte, daß sie einsähe, welch einen edlen Mann sie an ihm habe, wie sie sich den Vorwurf machen müßte, ihn öfters verkannt und dann schlecht behandelt zu haben, wie sie aber dies jetzt — da sie sich ihrem Ende nahe fühlte — herzlich bereue. Diese „weiche“ Stimmung hatte Herrn Piersig vermocht zu gestehen, daß er sich vom Teufel wolle holen lassen, wenn er nicht ernstlich glaube, daß in ganz Berlin und in seinem zweimeiligen Umkreise kein glücklicherer Gatte und Vater zu finden sei als er, daß, wenn der Genius, den Frau Piersig im Traum zu sehen pflegte, auch niemals in der Wirklichkeit aus der Kanonierstraße kommend, in die Friedrichsstraße einbiegen würde, um die neue große Handschuhfabrik mitzubringen, Herr Piersig dennoch ein reicher Mann sein und bleiben werde, im Besitz einer solchen Gattin und eines solchen Kindes. Diese letzte Behauptung war mit einem so grenzenlosen Stolze vorgetragen, daß die arme Frau Thränen vergoß und nach der Medizinflasche verlangte, obgleich es nicht die Zeit war zum Einnehmen, lediglich nur um von der Hand ihres Mannes den gefüllten

Theelöffel zu empfangen. Aber wie Frau Piersig besser wurde, wurde ihr Herz auch wieder verstockt. Sie nahm wieder das herrschsüchtige Wesen an und war wieder die „Stütze und die Säule des Haushalts," und Herr Piersig war wieder der Mann, der es „ewig zu nichts brachte."

Die Menge, die am Fenster vorbeistreifte, zeigte an, daß das Schauspiel beendet war, und daß die Zuschauer sich verliefen. Nunmehr erschien auch der Fabrikant.

„Wie war's?" fragte Frau Piersig ihren Mann, „hast Du einen guten Platz gehabt?"

„Wie im Opernhause!" tönte die Antwort. „Ich stand unter den Linden, an der Kranzler'schen Ecke, und vor mir vorbei, um die Ecke biegend, mußten alle die Wagen mit der Deputation."

„In Staatskarossen?" fragte der Nachbar.

„Ja, hab' sich Einer mit Staatskarossen! In ganz ordinären Droschken kam's daher geplümpert. Ich habe einen so faulen Aufzug noch nie gesehen. Wir machten Alle lange Hälse und dachten, nun endlich einmal wird's kommen, aber es kam immer eine Droschke nach der andern. In jeder Droschke saßen immer zwei Stück Deputirten und dann draufgegeben ein Stadtverordneter mit weißer Halsbinde, und

ein hechtgrauer Magistratslaufbursche hinten auf. Und richtig gezählt, ungefähr ein viertelhundert Droschken, und jede mit ihrer Zugabe von weißer Halsbinde, hechtgrauem Laufburschen und rückwärtssitzenden Stadtverordneten. Plötzlich mitten im Zuge kam — perdautz! — ein Leichenwagen, und wollte partout im Zuge bleiben, obgleich er keine weiße Halsbinde, keinen Hechtgrauen und keinen Rückwärtssitzer aufzuweisen hatte; aber man bedeutete ihn, und Freund Mors seine propre Equipage fuhr abwärts. Aber wir, die wir beisammen standen, lachten Alle, und Einer rief: die Deputation hat christlich gleich an ihr seliges Ende gedacht. —"

„Und die Krone?" fragte Frau Piersig. „War die nirgends sichtbar? Trug keiner der Herren sie auf einem rothsammtnen Kissen vor sich?"

„Keine Spur von Krone zu sehen," entgegnete der Gefragte. „Ich glaub's, sie hatten sie im Gasthof einstweilen zurückgelassen. Aber wollt Ihr's glauben, und Sie, mein liebes Fräulein, wollen Sie es mir wohl glauben, die Deputation hatte nicht einmal überall weiße Glacéehandschuhe! Nein, da hört doch Alles auf. So unanständig ist noch keine Deputation in der Welt aufgetreten. Aber man sagt, es sei aus Malice geschehen. Die Herren hätten gestickte Atlas-

Fracks, weiße seidene Kniehosen und Schuhe und Strümpfe mitgenommen, aber wie sie auf dem Bahnhofe gesehen haben, daß keine Staatskarossen bereit standen, sie auf das Schloß zu bringen, so sind sie im Verdruß in ihre allerschlechtesten Beinkleider gesprungen, oder vielmehr gleich darin geblieben."

„Ich hätte wenigstens erwartet, daß man ihnen einen Läufer würde vorlaufen lassen," bemerkte der Nachbar; „denn so war es, als der hochselige König damals in Breslau einfuhr, und auch eine Deputation ihm entgegenrückte."

„Andere Zeiten, andere Sitten!" rief der Fabrikant. „Ich freue mich nur, daß ich nicht meine Waterloo-Weste angelegt habe, denn im Gedränge hätte doch Niemand es gesehen. Aber, denkt Euch, wen hab' ich in dem Menschenstrom bemerkt? Wen? — Unsern Hausgenossen, Herrn Karcher, der nun schon acht Tage nicht nach Hause gekommen ist."

Helene that einen freudigen Schrei, und der Kanter legte sein Blatt weg, und drehte den unförmlichen Kopf langsam und horchend den Sprechenden zu.

„Ja, Herr Karcher, wie er leibte und lebte! Er hatte sich einen Platz ausgesucht hinter einem Prellstein, wo ihm Niemand nahe kommen und ihn drücken

oder stoßen konnte. Dabei hielt er vorsichtig beide Taschen fest, und hatte seinen kleinen schwarzen Filz tief in die Augen gedrückt. Aber ich erkannte ihn doch, und ging auf ihn zu, drückte ihm die Hand, die er mir anfangs gar nicht geben wollte, und fragte ihn, wann er denn wieder zu uns kommen wolle."

„Hab' ich jemals ein Geschöpf gesehen, das mir wahre Verachtung einflößte, so ist's dieser sogenannte Mann," rief Frau Piersig, indem sie unwillig in der Sophaecke hin und her rückte. „So etwas Furchtsamkeit hat Gott nicht zum zweiten Male schaffen können. Es mir so übel zu nehmen, daß ich die Paar rostigen Flintenläufe unter sein Bett verstecke! Lächerlich! Und lange Zeit zu thun, als sei er gar nicht in der Stadt! Mir wildfremde Briefe zu schreiben, voran mit „Ew. Wohlgeboren" und hinten mit „gehorsamster N. N., abzugeben im Tabaksladen!" Hat man jemals so etwas erlebt! So daß ich gar nicht wußte, welche neue Bekanntschaft ich gemacht, und am Ende ist's die alte Pulle, und schreibt wie ein fremder Prinz. Ich setze auch meinen Fuß nicht wieder hinauf, wenn er wieder einzieht. Er bekommt nicht mehr meine kleinen Finger zu sehen. Ei, ich werde mich hüten! Und zu Weihnachten schicke ich ihm einen Hasen, mit einem Rosaband um den Hals,

auf dem die Worte stehen sollen: „dem tapfersten Manne in Berlin.“ Ich denke, das wird er verstehen.“

„Es ist wenigstens sehr deutlich!“ rief der Nachbar laut lachend.

„Und ich muß Sie bitten, daß Sie seiner schonen, liebe Frau Piersig,“ bat Helene. „Was kann der Mann dafür, daß es ihm nicht gegeben ist, in unserer unruhigen Zeit vergnügt und ruhig zu leben? Er ist wenigstens ehrlich und gesteht ein, daß er sich fürchtet, während wir noch kürzlich erlebt haben, daß eine ganze Stadt mit Muth prahlt und ihn doch nicht besitzt.“

Herr Piersig murmelte vor sich hin: „Passiver Widerstand!“

Diese politische Anzüglichkeit ging spurlos vorüber. Frau Piersig war mit dem Cocardenwechsel auf der Mütze ihres Lieblings beschäftigt, und der Nachbar nahm eine kleine Stärkung zu sich.

„Und wen habe ich noch gesehen!“ fuhr der Fabrikant lebhaft auf. „Unsere beiden Damen, die beide zugleich unsere Kunden sind, ohne daß Eine von der Andern weiß. „Sie standen auf dem Vorsprung an dem Kranzler'schen Laden. O, das war ein Götterschauspiel! Der Himmel weiß, wie sie gerade da auf einen Fleck zusammen gepreßt worden; allein es war

einmal geschehen, rühren konnten sie sich in dem harten Menschenknäul nun nicht mehr, und mußten wie die besten Freundinnen, als wenn sie „ein Herz und eine Seele" seien, neben einander aushalten. Aber die giftigen Blicke hättet Ihr sehen sollen, die sie sich einander zuwarfen. Der kleine gelbe Hut, und der kleine grüne Hut. Ich glaube, wenn etwas an den rothen Vorhängen im Conditorladen verbrannt ist, so hat's das Schwefelfeuer dieser zugekniffenen grünen Augen gethan. Die Deutsche grüßte die Deputirten und schwenkte mit dem Taschentuch Vivats zu, die Preußische sah ihnen höhnend nach. Jede hatte einen Kreis von Freundinnen um sich her, und Alles zischelte und lachte, bewunderte und lobte. Die Umstehenden wurden ordentlich aufmerksam auf dieses Comité toller Weibsstücke. Nachher floh die Preußische in den Laden hinein, und that sich nach all dem Aerger eine Güte in Sahnetörtchen und Eisbaisers. Die Deutsche aber ging nicht hinein, schon deshalb nicht, weil das royalistische Schild mit dem Wappen, das im vorigen Sommer abgenommen war, jetzt wieder darüber prangte. Ich aber dachte: oh ihr Katzen, kauft nur miteinander einen alten Strohhut und placirt gefälligst eure beiden alten Häupter unter demselben!"

„Und welche Antwort gab Ihnen Herr Karcher?“ fragte Helene.

„Daß er wieder zu uns kommen werde,“ antwortete der Fabrikant, wenn ich ihm mein Ehrenwort darauf geben wolle, daß nie, weder ich, noch meine Frau, noch unsere Magd, noch das Kind — Sie, mein Fräulein, bei Ihnen, sagte er ausdrücklich, gelte eine Ausnahme — den Fuß hinauf in seine Räume setzen werde. Das hab ich versprochen.“ —

„Und das konntest Du versprechen,“ setzte Frau Piersig hinzu. „Denn mich, wie gesagt, sieht er nie wieder; ich will ihm sogar den alten Kupferstich zurückschicken, den er einst hiergelassen und der den König David vor der Bundeslade tanzend darstellt.“

Helene war beruhigt.

Jetzt erschien ein Mann an dem halbrunden Fenster und klopfte an. Es wurde geöffnet und eine rauhe Stimme rief: „Fräulein Hermes soll unverzüglich hinauskommen zu der alten Wittwe; sie sei krank, und der Arzt habe sie schon aufgegeben!“ — Ohne eine Antwort zu erwarten glitt die Gestalt rasch wieder vom Fenster ab, und verlor sich. Statt dessen zeigte sich der blonde Lockenkopf Herrn Kieselack's, und warf einen forschenden Blick in das Innere des

Ladens. So wie er Helenen bemerkte, zog er sich wieder zurück.

Herr Piersig schüttelte verdrießlich das Haupt, und machte eine Bewegung mit der Hand, als riefe er: „Schon wieder da! Nun, geh Deiner Wege, ewiger Pflastertreter und Auskundschafter!“ —

Als Helene in ihr Zimmer ging, hörte sie den leisen Tritt Herrn Karcher's, der eben zum erstenmale wieder die wohlbekannte Treppe hinanstieg. Sie ging ihm nach und das liebe, freundliche Gesicht des schönen Mädchens war der erste Bewillkommungsgruß, der dem furchtsamen Herrn als eine gute Vorbedeutung wurde.

Sie mußte auf seine dringenden Bitten sich entschließen ein wenig bei ihm einzutreten, und hier half sie ihm nun einige seiner Mappen und umherliegenden Bücher zu ordnen. „O, mein theures, liebes Kind,“ sagte der einsam lebende Mann, „wenn ich Ihnen genugsam deutlich machen könnte, wie unglücklich ich mich fühle! Wie diese Zeit mich gleichsam bei langsamem Feuer verbrennt. Es stirbt täglich und stündlich irgend ein schönes und beseligendes Gefühl in mir ab; ich fühle es, wie ich in Trümmer falle. Eines Morgens wird von dem kleinen aber hübsch gebauten Hause nur noch der Rauchfang und

die vier nackten Wände dastehen. Sehen Sie, mein Engelchen, in den Zeiten, wo wir noch Ruhe in der Stadt hatten, wo noch nicht dieses Geschlecht lebte, das mit Ameisengeschwindigkeit durch die Straßen krabbelt, wo die Woche noch aus sechs friedlichen Arbeitstagen und einem halben mit Glockengeläut und Thiergartenspaziergängern gefüllten Sonntag bestand, da war ich froh, wie eine Blume im Sonnenschein. Ich saß hier in meinem Stübchen und fertigte eine hübsche Platte nach der andern. Die Kunsthändler kamen und gaben mir Bestellungen. Ich führte einen klaren, reinlichen Grabstichel. Wenn ich so arbeitete und selig in der Stille dieser hohen, freundlichen Stube, die das gehörige Licht, nicht zu viel und nicht zu wenig hat, einen Strich sauber neben den andern setzte, und dann mit dem Aetzwasser daran ging, und endlich der vollendete Abdruck unter meinen Händen hervorkam, und Freunde am Abend sich einfanden, und das Werk betrachteten und lobten — o, mein Engelchen! das waren Zeiten! da lebte sich's noch mit Vergnügen. Aber jetzt! Welch ein Gräuel voriges Jahr! Ich mußte auf die Wache ziehen. Dort Saufgelage und Tumult! Nachts zitterte ich auf dem Posten: immer hieß es, der Prinz sei vor den Thoren mit einer Armee von siebzig Millionen, und

er werde uns Alle kurz und klein machen. Ach, gutes Kind — wo da Muth behalten? Und dann die schwere Flinte, die meiner Hand einen gewissen Druck nach unten beibrachte, so daß ich später niemals mehr so sauber und lieblich habe den Stichel führen können. Und jetzt — diese Höllennächte — wo ich immer mit einer Hand unterm Bett bin, um zu spüren, ob sie nicht, während ich schlafe, ein Fäßchen mit Pulver mir hineinschieben. Ich sage Ihnen, Kind, mit mir ist's vorbei. Vorbei — vorbei!"

Der furchtsame Herr setzte sich in seinen Lehnsessel, stützte sein Haupt in die Hand und richtete einen matten, melancholischen Blick auf seine Umgebung.

Bei dieser Stimmung, in welcher er sich befand, hatte Helene nicht den Muth ihn nochmals aufzufordern, sie zu ihrer alten Verwandten zu begleiten. Nach einigen tröstenden Worten verließ sie ihn, um sich nunmehr allein auf den Weg zu machen. Sie wollte das Eintreten der Dunkelheit vermeiden, und wählte daher die frühe Nachmittagsstunde.

19.

Die Geheimnisse der Bettlerin.

Herr Kieselack war in der Nähe des Handschuhladens geblieben. Da er nicht eher zu ruhen pflegte, als bis er sich von den Dingen, die seine Neugier reizten, die ihm zusagende Kenntniß verschafft hatte, und was ihn schon lange reizte zu erfahren, in welcher Beziehung der junge vornehme Herr von Ruborn zu diesem Mädchen stehe, das, wie es schien, hier in sehr untergeordneten, wenn nicht gar zweideutigen Verhältnissen lebte, so hatte er jetzt, nachdem er sich von Helenens noch andauernder Anwesenheit im Hause des Handschuhfabrikanten überzeugt, in einem nahen Tabacksladen Posten gefaßt. Er bemerkte daher sogleich, als Helene ihren Gang antrat, und folgte ihr in einiger Entfernung bis so weit, wo er sie in einer ziemlich einsamen Straße

vor sich hatte. Jetzt beflügelte er seine Schritte, und war alsbald neben ihr.

Mit einer höchst peinlichen und widrigen Empfindung sah ihn Helene neben sich. Allein sie wußte und beurtheilte Herrn Kieselack darin sehr richtig, daß wenn sie ihm ihren Widerwillen und ihren Unmuth zeigte, dies gerade eine Aufforderung mehr sein würde, daß er blieb. Sie erwiederte also mit einer gewissen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit seine Fragen. Dies setzte Herrn Kieselack gleichsam in Verlegenheit, indem es ihn zwang, ebenfalls, so lange er es irgend vermochte, artig und bescheiden zu sein. Doch er vermochte dies nicht lange. Seine Scherze wurden unzart, seine Fragen und Erkundigungen überschritten jede Grenze der Höflichkeit, und Helene wandte sich zu ihm, indem sie ihn bat von seiner ferneren Geleitschaft abzustehen.

„Weshalb?" fragte Herr Kieselack, indem er mit den blassen Augen zwinkerte und die Spitze seines Stöckchens in die blonden Seitenlocken schob. „Weshalb, mein Fräulein? Lieben Sie also immer nur allein Ihre Spaziergänge abzumachen? Ich will Ihnen dann bemerken, daß diesem Verlangen hier in Berlin von Unbefugten oft störend in den Weg getreten wird."

„Das bemerke ich,“ entgegnete Helene kurz.

„Ah, nicht übel! Sie wissen zu antworten. Aber ich bin kein Unbefugter, ich bin Ihr wahrer Freund. Und so möchte ich Sie denn auch sofort vor einem jungen Herrn von Ruborn warnen.“

Helenens Antlitz überzog eine lebhafte Röthe, die sie vergeblich den unverschämten Blicke ihres Begleiters zu entziehen versuchte.

„Sie werden roth, mein Fräulein — Sie werden roth! — Ich fürchte — ich fürchte, meine Warnung kommt zu spät.“ Hierbei versuchte Herr Kieselack seinen Arm unter Helenens Arm zu schieben. Helene blieb stehen und machte ein Zeichen, als erwarte sie, ihr Begleiter werde vor ihr hingehen. Allein Kieselack verstand keinen Wink. „Wenn Sie es wagen eine Dame zu beleidigen“ — sagte Helene empört — „so muß ich's freilich dulden, ich habe keinen Schutz.“

Herr Kieselack lächelte unbeschreiblich befriedigt.

„Ich beleidige nie Damen,“ hub er an; „verstehen Sie wohl: Damen! Junge, hübsche Mädchen aus dieser oder jener Stadtgegend — aus diesem oder jenem Hause —“

„Genug!“ rief Helene. „Ich werde den ersten, besten Schutzmann zu meiner Hülfe aufrufen.“

In diesem Augenblicke bog ein Herr rasch um die Ecke, und sich zwischen Helene und ihren Verfolger drängend, schnitt er den Verfolger von der Verfolgten ab, und rief, seinen Hut ziehend, Herrn Kieselack zu: „Mein Herr, ich suche Sie schon lange; dürfte ich bitten auf ein Wort.“

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten,“ entgegnete der Angeredete.

Die beiden Männer gingen die Straße hinab.

Helene blieb verwundert zurück. Sie hatte ihren Bruder erkannt, doch dieser ihr nicht einen Blick, kein noch so geringes Zeichen, daß er seinerseits *sie* erkannt, gegeben. Wie sollte sie sich dieses plötzliche, seltsame Erscheinen erklären! Doch es war keine Zeit hierüber nachzugrübeln. Rasch setzte sie jetzt ihren Gang fort und verlor jene Beiden bald aus dem Gesicht.

Das Gespräch, das jene Beiden führten, war folgendes. „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, das Sie vielleicht noch nicht wissen,“ hub der junge Kaufmann mit einer äußerst freundlichen Miene an.

„O, was ist das?“ fragte Herr Kieselack eben so freundlich.

„Daß Sie ein erbärmlicher Mensch sind,“ sagte der Gefragte.

Herr Kieselack verzog keine Miene. Er hatte in den vielen Begegnissen seines Lebens auch schon eine solche gehabt. Er lüftete den Hut, schob sein Augenglas in die Augenhöhle und seinen Begleiter anstarrend sagte er: „Das ist freilich etwas, was ich noch nicht wußte, mein Herr." —

„Ja, ja — darum aber sagt' ich's Ihnen. Ist das eine Art, ein unbescholtenes Mädchen auf der Straße zu beleidigen!"

„Wollen Sie denn lieber, daß ich sie auf ihrer Stube beleidigte? Auch das kann geschehen." Herr Kieselack lachte so heiter und so fröhlich, wie er seit lange sich nicht besinnen konnte, gelacht zu haben.

„Ich bitte, geniren Sie sich nicht," hub der Andere an, ebenfalls wie es schien in außerordentlich guter Laune. „Es ist meine Schwester, und Sie können jeden Augenblick durch mich erfragen, wo sie wohnt."

Die Stimme, die diese Worte sprach, hatte sehr viel Metall. Herr Kieselack liebte diese Art Stimmen nicht; auch war ihm die Wendung, die die Angelegenheit nahm, nicht angenehm. Er lüftete daher seinen Hut, und sagte trocken: „So, dann ist's etwas anders. Dann steh' ich natürlich von meiner Verfolgung ab."

„Ich danke," sagte Jener.

„O, keine Ursache. Ich empfehle mich."

„Sie lassen also den „erbärmlichen Menschen" auf sich sitzen? Im Fall Sie dies zu thun nicht gesonnen wären, hier in der Nähe wohnt ein Freund, der Waffen hat. Wir könnten sogleich —"

Herr Kieselack blickte sich um und überzeugte sich, daß Niemand diese Unterredung gehört hatte, er fand es also nicht für nöthig, aus der Sache Ernst werden zu lassen, im Gegentheil, er fühlte lebhaft das Bedürfniß, wie er stets zu thun pflegte, mit einem guten oder schlechten Witz zu entschlüpfen.

„Gut," rief er lebhaft; „ich bin bereit. Aber haben Sie Zündnadel-Gewehre? Ich schlage mich nie anders als mit solchen. Verstanden?"

„Ich habe ein Paar gute Pistolen."

„Pistolen! schauderhaft alte Erfindung. Miserable reactionäre Waffe. Nein, mein Herr, Sie können nicht verlangen, daß ich mich mit Ihnen so arg compromittire. Ihr Ruf ist mir eben so heilig, als der Ihrer Schwester; wenn ich Sie nun mit einem ordinären Taschenböller todt schösse, so wäre Ihr Ruf befleckt, und Jedermann könnte Ihnen nachsagen, daß Sie unzeitgemäß aus der Welt gegangen. So werde ich Sie nimmer beleidigen."

„Herr, Sie haben keinen Muth!“ —

„Umgekehrt, Sie haben keinen, da Sie es wagen mich zu beleidigen, ohne doch die Mittel zu besitzen mir Genugthuung, wenn ich sie fordere, zu gewähren.“

„Ach, das ist spaßhaft.“

Und der junge Kaufmann lachte, und Herr Kieselack lachte mit. Der Streit endigte sich, indem Beide in eine Restauration traten, und Einer dem Andern ein Glas Madera vorsetzte, welche Gelegenheit Herr Kieselack geschickt benutzte, um den jungen Kaufmann und seine Verhältnisse auszuforschen. „Es ist wunderlich,“ sagte Herr Hermes zu sich, als er seinen Weg in's Comptoir wieder fortsetzte: „das ist ein Mensch, dessen Unverschämtheit Einen zur äußersten Wuth reizt, den man aber zu züchtigen nicht Zeit findet, weil man über seine Einfälle lachen muß. Aber nächstens soll er mir nicht entschlüpfen. Hörte ich ihn nicht den Namen Ruborn aussprechen? Also der weiß auch von dem kläglichen Verhältniß? Weiß auch, wie unwürdig eine Tochter, eine Schwester handelt? Dem muß ein Ende gemacht werden. Ich will endlich einmal selbst zu diesem alten Aristokraten und Reactionär gehen und ihn bitten, seinen Sohn aus unserm Gehege fern zu halten. Lange

Zeit hab' ich nichts thun wollen, weil ich denke, die Dinge thun sich von selbst — jetzt aber muß es geschehen."

Während der Bruder grollend und Pläne schmiedend auf seiner Arbeitsstube anlangte, trat Helene in das Häuschen der Wittwe und fand diese auf dem Sterbelager. Die Alte hatte noch ihre volle Besinnung und begrüßte ihre Enkelnichte mit großer Herzlichkeit.

„Hab' ich's nicht gesagt, daß der Postillon vor der Thür steht und zum Abzuge bläst?" sagte die Alte, indem sie ihr mageres Gesicht, in dessen zahllose Runzeln sich schon der Tod gebettet hatte, zum Lachen zwang. „Nun komm, mein schmuckes Kätzchen und höre der alten Katze Beichte. Laß Dir von ihr erzählen, wie viel Mäuse sie fing, und wie manche hübsche Maus von glänzendem Fell und mit Fett auf den Rippen sie leider hat entschlüpfen lassen. Komm, mein Täubchen, laß Dir von einer alten blinden Taube, die ihre Federn zu verlieren beginnt, erzählen, wie es in dem Innern des großen Taubenschlages aussieht, das wir Welt nennen, und wo der Marder unbehindert ein- und ausspaziert. Ich war einmal eine schmucke Taube, und mein Flug ging hoch; jetzt lieg' ich mit gebrochenem Fittich dar-

nieder. Komm, Kind, setze Dich zum Bette eines alten Weibes, das Gott niederwirft, und das er seinen starken Arm fühlen läßt."

Helene hörte diese sonderbare Sprache, die den Stempel der Fremdartigkeit aufgedrückt zeigte, gerne. Ihre Phantasie wurde dabei angeregt, sich allerlei fremde Zustände und Personen zu denken.

„Nun, willst Du Platz nehmen! Wie oft soll ich Dich nöthigen."

„Ich bin schon Dir zur Seite, Großtante," sagte das Mädchen, „Du siehst mich nur nicht."

„Ach — nun so gieb mir Dein Händchen."

Die Alte erzählte nach diesen Eingängen Mancherlei aus ihrem Leben, allein alles aphoristisch, durch eine Menge Kreuz= und Querfragen unterbrochen. Man merkte ihr an, daß sie zerstreut war. Ihre Blicke richteten sich oft nach dem Theil des ärmlichen Gemachs, woselbst ein morscher alter Koffer stand, von dem Schloß und Messingbeschläge bereits abgelöst waren. Endlich sagte sie, indem sie sich im Bette mit Mühe umwendete, um den Blick auf das abwärts befindliche Fenster zu richten: „Kind, nimm mal dieses Tuch, und hänge es vor den unteren Theil des Fensters. Se. Excellenz, der Herr Minister, spalten auf dem Hofe Holz, und geruhen von Zeit

zu Zeit Blicke in das Fenster zu thun, um auszuspioniren, wann es mit mir aus sein könne, und was wir Beide wohl hier noch mit einander abzumachen haben. Se. Excellenz sind neugierig. Thu, mein Kind, wie ich Dir gesagt, und daun geh' und öffne den Koffer dort, und bringe mir die armseligen Lumpen her, die er enthält."

Helene erfüllte das Begehr, verdunkelte das Fenster durch eine alte Schürze, und nahm aus dem Grunde des Koffers einige, einen scharfen Modergeruch verbreitende Bündelchen, die sie der Alten auf's Bette legte. Diese ging alsbald daran, die Knoten und Bänder zu lösen, und mit leuchtenden Blicken, mit Gemurmel und Lächeln die einzelnen Stücke auszupacken und vor sich hinzubreiten. Es war ein kleines rothes Jäckchen, mit ehemaliger — jetzt völlig schwarz gewordener Goldschnur besetzt, dann ein Rock, ein Paar Stiefelchen, ein Hut mit einer Feder und Anderes.

Die Alte hub an, indem sie sich mit noch funkelnden Blicken zu Helenen wandte: „Ich brauche meine Zeit nöthig; ich kann sie nicht mit leeren Plaudereien hinbringen. Sogleich wird der Notar erscheinen, um mein Testament aufzusetzen."

Unwillkürlich machte Helene bei diesen Worten eine erstaunte Miene.

„Ja," rief das seltsame Mütterchen — „Du wunderst Dich, daß ich von einem Testament spreche; allein Du wirst schon sehen, daß auch die Bettlerin etwas zu verschenken hat. Nimm mal die Scheere, Kind, und trenne mir an dem rothen Leibchen das Unterfutter an der linken Seite auf."

Helene that's und Goldstücke fielen heraus.

„Sieh mal!" schrie die Alte ganz lustig. „Ich ging einst im Sonnenschein spazieren und da blieb der goldne Schein an meinem Röcklein haften, rollte sich zusammen in kleine Scheiben, und — wie Du siehst, ist er noch da; obgleich es lange, lange her ist. Nun arbeite weiter."

Es kam eine silberne Kette zum Vorschein.

„O!" rief die Alte in demselben Tone, „so muß ich denn auch etwas vom Monde haben. Ich badete einst in kühler Waldnacht in einem stillen See, da funkelte der Mondes-Schimmer so heimlich durch die Zweige, und fiel in silbernen Tropfen auf mein — damals, ach, so dunkles, schwarzes Haar! Ich schüttelte die Tropfen ab, und sie fielen auf meine Kleider. Und sieh da — es ist ein Kettchen geworden."

Helene trennte jetzt eifrig die alten Nähte auf, und nach einer angestrengten Arbeit von einer halben Stunde lagen Goldstücke, Pretiosen und Banknoten in einer ziemlichen Anzahl auf dem Tische. Die Alte warf sich zurück in die Kissen, streckte die mageren Arme weit aus, und rief wie von Schmerz zerrissen: „So muß ich euch wiedersehen, ihr Gespielen meiner Jugend und Thorheit.“ So streicht das alte Weib ein, was die junge Dirne sammelte „Ach — ihr meine schönen Tage, ihr Kinder der Sonne, ihr Lieblinge eines Weiberherzens — ihr Jugendtage — wo — wo seid ihr hin! Ja, — ich ging einst im Sonnenschein des Glücks spazieren, eine junge blühende Creatur, und es regnete Gold auf mich nieder, ja, ich badete einst, ein üppig Mägdlein in kühler Mondnacht und es floß Silber auf meinen Nacken herab. Aber wo ist die Zeit hin! — Jetzt ruhet mein Fuß in dürren Blättern, es rauscht mein Kleid über Gräber, ich geh' dem Nachtwind entgegen, der aus offnen Grüften bläst. O meine Jugend, meine Jugend! Gebt sie mir wieder!“

Die Alte lag, wie unter Krämpfen gebrochen da — jeder Nerv an ihr war wehklagende Rückerinnerung an die Tage ihrer Jugend.

Helene fühlte sich tief ergriffen. Es war ihr, als spräche eine andere, stärkere, gewaltigere Zeit zu ihr, als die ihrige war.

„Daß es ehrlich verdient ist," sagte die Alte sich fassend — „brauch' ich Dir nicht zu sagen. Ich bin keine Spitzbübin. Die Wege, die ich gewandelt bin, sind zwar nicht die Wege, die die Frauen gehen, allein es sind auch nicht die Pfade des Lasters. Wo ich etwas gewinnen konnte, habe ich's genommen, dafür habe ich aber auch oft gegeben, wo manche andere Frau, die im Wohlleben sitzt, nichts gegeben, haben würde. Wenn Gott mich nicht zurücknehmen will, gut, so mag er's bleiben lassen; ich werde dann schon anderswo ein Plätzchen finden. Ich habe noch Niemand in meinem Leben um eine Gnade gebeten."

Es klopfte an die Thür.

„Ah — da ist er!" rief die Wittwe. „Vielleicht ist's der Tod, vielleicht ist's aber auch der Notar. Beides sind alte Freunde, und ich erwarte Beide. Oeffne, mein Kind."

Die Alte warf ein Tuch über den Tisch und dessen Schätze. Ein silberhaariges Männchen trat ein, grüßte, stellte Hut und Stock in die Ecke am Bette, und brachte, indem es sich an den Tisch niederließ, einige Papiere zum Vorschein.

„Vor Dir kann ich meine Schätze zeigen!“ rief die Alte, das Tuch wegziehend.

„Ja, Du kannst's Bathseba,“ entgegnete der Mann, und sah forschend Helene an, die ihre Blicke niedersenkte.

„Meines Neffen Tochter“ sagte die Wittwe.

Der Mann nickte. „Nun ist Alles richtig?“ sagte er, auf die werthvollen Gegenstände weisend.

„Richtig!“ entgegnete sie. „In offener Truhe hat's gelegen und Niemand hat's angetastet. In der Bettlerin Stübchen sucht man nicht nach Gold und Edelgestein. Ein Ringlein fehlt, das ich hatte offen liegen lassen, das hat Se. Excellenz, der Herr Minister gestohlen. Ich will's ihm lassen. Ein böser Bub' ist er und bleibt er. Nun lese dein Testamentlein vor, Männchen! Ich will mal hören, was die alte Närrin mit ihrem kleinen Kram anzufangen gedenkt.“

Noch nie hatte eine Sterbende in so heiteren Worten von ihrem Tode gesprochen. Der Notar las die aufgesetzte gerichtliche Schrift ab, und Helene war nicht wenig erstaunt, als sie den Betrag des Erbes hörte, und zugleich vernahm, daß die Alte sie und ihren Bruder zu Haupterben eingesetzt.

Sie wollte ihr dankend um den Hals fallen, aber die Wittwe rief abweisend: „Nichts da — ich werde nicht mehr umarmt! und geküßt nun gar nicht! bleib

sittsam auf Deinem Stuhle, mein Kind. Das Männchen, mein alter Gevatter, liebt auch nicht, daß in einer Gerichts- und Sterbestube so groß Geschrei und Manöver gemacht werde. Also still! Nun kommt die Klausel." —

Diese Klausel enthielt den Ausspruch, der Helenen auf's Aeußerste in Erstaunen setzte, und ihr eine große Ueberraschung und Freude bereitete. Es hieß darin, daß die Erblasserin wünsche eine Verbindung zwischen Herrn von Ruborn und ihrer Enkelnichte zu Stande zu bringen, daß sie demnach von ihrem Neffen und dessen Familie erwarte, daß sie dieser Heirath nicht entgegen sein werden. Nur in diesem Falle vermachte sie dem jungen Hermes, ihrem Enkelneffen, die Hälfte der Erbschaft. Willigte die Familie nicht ein, so sollte das Ganze Helenen gehören.

„Aber beste, theuerste Großtante!" rief das Mädchen und schlug die Hände vor das erröthende Gesicht, „was ist das Alles nun! Ist's mir doch wie ein Traum; oder als wäre ich in ein fremdes Vaterland versetzt! — Sie waren ja auch gegen meine Heirath. —"

„Ich war's" — rief die Alte; „allein ich bin es jetzt nicht mehr. Ich hab' allerlei Rechtes und Braves von Deinem Schatz gehört, und dann — o! das ge-

hört wieder zu meiner schönen Jugendzeit! — und dann!" Sie hielt inne, und nahm dann einen Ring, den unscheinbarsten, vom Tische und betrachtete ihn lächelnd.

Die beiden Zeugen dieser Scene schwiegen ehrfurchtsvoll.

„Der alte Herr v. Ruborn" — fuhr die Wittwe fort — „er war nicht immer der alte Herr v. Ruborn, wie Ihr ihn jetzt nennt. Ich habe ihn gekannt als schmuckes, hübsches Jüngelchen, da er noch Fähndrich war im 12. Infanterie-Regiment. Ach — er weiß es nicht mehr! Als ich jüngst ihm auf der Straße begegnete, stehen blieb und ihm lange nachsah, und taumelte und wankte, dann hastig die Leute fragte wie der Mann heiße, — da mochte er denken, wer ist die einfältige Bettlerin, die sich wie verrückt anstellt. Er erkannte mich nicht, ich aber erkannte ihn. Wie sollte er auch in mir das Weib wiedererkennen, das einst schwer erkrankt und frierend am Bivouakfeuer lag und dem er seinen Mantel gab. Später, lange darauf, schickte er mir durch einen Kameraden, der durch unser Städtchen kam, diesen Ring." —

„Auch wir haben uns gekannt in den Zeiten unserer Jugend," sagte der Notar. „Du hast meinen Eltern aus der Noth geholfen, Bathseba!"

„Kleiner, rede mir nicht davon. Dafür hast Du hier in dieser Stadt, wo so viele Ohren horchen und so viele Mäuler plaudern, mein Geheimniß treu bewahrt, und sitzest nun da und bringest das Siegel des Gerichts auf meinen letzten Willetn. Das ist Erkenntlichkeit genug. Auch Du hast etwas von der Bettlerin zu erwarten. Wenn sie mich in die Erde gebracht haben werden, so weißt Du, wo Du das Deinige zu finden hast."

„Jetzt laßt mich; ich will noch mit meinem alten Diener sprechen. Er soll mir mein Sterbehemd heraussuchen und mir die Augen zudrücken — Geht, geht! Und Du, Männchen, nimm hier Alles mit und in Deinen Verwahr!"

„Noch nicht" — entgnete der Mann; „erst müssen die gerichtlichen Zeugen eintreten. Die Form muß beobachtet werden; besonders in einem so extraordinairen Fall."

Die gerichtlichen Formalitäten fanden Statt.

Helene entfernte sich. Ihr Herz war voll Dank, und die Zukunft erschien ihr nach langer Zeit wieder in einem rosigen Lichte.

20.

Helene zieht aus.

Als die Thatsache mit der seltsamen Erbschaft im Laden des Handschuhfabrikanten bekannt wurde, fing der Kanter sogleich an, einen Pfennig in seinen alten Schlafkittel einzunähen, indem er dabei andeutete, daß dieses Erbstück für seine Mutter sei, wenn diese einmal kein Eigenthum mehr besitze. Ein Beweis kindlicher Liebe, der Frau Piersig zu Thränen rührte, und der Herrn Piersig ein verwundertes Kopfschütteln abnöthigte, denn er begriff nicht, wie der Kanter zu der Ansicht käme, daß jemals, so lange er, der Gatte und Vater lebte, Frau Piersig in die oben bezeichnete Lage kommen könne. Und wenn dies auch geschähe, was sicherlich niemals geschehen konnte, so würde auch, wie er sehr weise bemerkte, ein Pfennig ein viel zu geringes Kapital sein, um Frau Piersig, wenn sie einmal mit dem Glücke völ-

lig zerfallen sei, wieder auf die Beine zu helfen. Doch gleichviel, der Kanter hatte nun einmal diesen Beweis seiner aufopfernden, kindlichen Gefühle siegreich geführt. Helene wurde von jetzt an wie „ein Wesen aus dem Fabelreich" angesehen. Wenn sie nunmehr sogleich Königin von Preußen, oder Kaiserin von Deutschland geworden wäre, es wäre durchaus nichts Auffallendes daran gewesen. Herr Piersig machte sich eigens auf den Weg, um das Häuschen zu betrachten, wo eine Frau gewohnt hatte, die faktisch nie feine Glacéhandschuhe getragen hatte, und doch ein solches Erbe hinterließ. Er fing nun an, mehre arme, zurückgekommene Mitglieder seiner eigenen Verwandtschaft mit ganz anderem Auge zu betrachten, und besonders erkundigte er sich nach alten abgelegten Kleidungsstücken und nach wurmstichigen, morschen Koffern ohne Schloß und Messingbeschläge. Selbst der mit der National-Versammlung zugleich aufgelöste Vetter wurde ein Gegenstand seiner scharfen Beobachtung, und er besuchte ihn jetzt öfters zu „ungelegnen" Stunden, in der Hoffnung, ihn bei irgend einer mysteriösen alten Truhe zu überraschen. Allein diese Forschungen blieben ohne Erfolg.

Da die Angelegenheiten in soweit geordnet waren, sollte Helene nunmehr ihre Wohnung bei

der Geheimeräthin von Reinicke beziehen. Der Abschied vom Handschuhfabrikanten war rührend, noch mehr der von dem furchsamen Herrn. Die Familie saß noch zu guterletzt beisammen bei einem kleinen Schmaus, den Helene hatte herbeischaffen lassen, und wo sie so ziemlich für die Lieblingslabung eines Jeden gesorgt hatte. Ein großer Kirschkuchen, der erste im Jahr, bedeckte fast ein Viertel des Ladentisches, von welchem für den heutigen Tag alle Anzeichen der Arbeit hinweggeschafft worden. Herr Piersig, „in der Waterloo-Weste,“ saß am obern Platze des Tisches und theilte den Kuchen in mathematisch genau eingetheilte Stücke, mit großer Aufmerksamkeit bei diesem Geschäft von dem Kanter beobachtet, der mit einer großen schwarzweißen Kokarde geziert, denn man erwartete jeden Augenblick die Geheimeräthin, die da hatte kommen wollen, um Helenen abzuholen, seinen alten Platz mit unterschlagenen Beinen auf dem Tische einnahm. Die Aufregung, in welcher sich der Sproß der Piersig'schen Familie befand, war so groß, daß er nicht wie ein einzelnes altes Buch, sondern wie eine ganz kleine morsche Bibliothek duftete. Helene mußte dem Kinde gegenüber sitzen, es war dies das einzige Mittel, die Beweglichkeit dieses armen Kranken zu

mäßigen, der beständig herumblickte, um Helenen, wenn sie sich zufällig in einer ihm schwer zugänglichen Richtung befand, in's Auge zu fassen.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen," hub Herr Piersig an, „ich glaube, der arme Bursche ist in Sie verliebt, mein engelgleiches Fräulein. Er dreht sich wie eine Wetterfahne im Winde, um keine Miene, keine Bewegung von Ihnen außer Acht zu lassen! Das macht, mein Fräulein, weil Sie alle Herzen zu erobern wissen. Da liegt's!" —

Frau Piersig stand auf, um den Nachbar zu begrüßen, der Helenen mit großer Ceremonie die Hand küßte.

Der Kanter sah diese Bewegung, und führte sogleich sein Zeitungsblatt an die Lippen und drückte einen sehr ehrerbietigen Kuß auf dasselbe. Herr Piersig wollte sich ausschütten vor Lachen. Seine Frau, die da glaubte, er spotte über des Nachbars „feine Manieren," rief ihm heftig zu, er solle auf seinen Kuchen achten.

„Ich achte auf alles, was mir anvertraut ist," bemerkte Herr Piersig; „allein das hindert nicht, daß ich die verteufelt komischen Einfälle dieses Burschen belache. In Ermangelung der Hand der jungen

Dame, die er nicht bekommen kann, küßt er das Zeitungsblatt mit der berühmten Annonce des Herrn Kodsack und des Fräulein Pirlicke. Ja, mein Sohn, aus Dir wäre, wenn es der Himmel gewollt, ein herrlicher brauner Ohlau'scher Husar geworden. Dir hätten die Mädchen nicht widerstehen können; denn ich hab' immer gesagt, ein Husar ohne Späße und Possen ist ein Ei ohne Dotter. Nun warte, was nicht ist, kann noch werden. Ich geb's noch nicht auf, daß Du doch endlich mal in meine Husarenjacke hineinwächst. Was den Kopf betrifft, so leistest Du darin schon mehr, als ich je geleistet, und meine Mütze ist für Dich viel zu klein. Aber mein Sohn, sollte es nicht gut gethan sein, Du stehst etwas auf, ich werde das Fenster öffnen. Ei sieh, wie Du schlank geworden bist! Wahrhaftig Du bist gewachsen. Frau! sieh mal, der Junge ist doch unser Stolz und unsre Pracht!"

Jetzt wurde die Chokolade hereingebracht, ihr folgten drei Flaschen Wein, und eine Flasche Rum. Im Hintergrunde des Zimmers dampfte eine große bauchige Terrine, dicht neben einem kleinen Berge von Zucker, und einigen unreifen Pomeranzen. An der Terrine saß der „aufgelöste" Vetter, der im Rufe stand, vortrefflichen Punsch bereiten zu können.

Diese Anstalten und Aussichten machten Alle, die sich im Zimmer befanden, ausnehmend fröhlich.

Herr Piersig ging herum, präsentirte seinen Kirschkuchen, und machte dabei einige Sätze und Sprünge.

„Nun hab' Dich nicht wieder so!" rief seine Frau. „Vergiß nicht, daß es ein Abschiedsmahl, und daß wir Alle traurig sind."

„Weiß Gott, das vergeß ich nicht," sagte der Gescholtene. „Keinem geht die Trennung von unserm guten Fräulein näher als mir. O, ich scherze nicht! Fräulein Hermes, Sie wissen, was Sie an mir haben, einen ehrlichen Mann als Freund! So lang' ich lebe, werde ich die Wochen nicht vergessen, wo Sie hier so still und lieblich gewohnt. Wir haben Sie Alle recht lieb gewonnen! recht lieb! Geben Sie mir die Hand, meine Holde! Na, dieser Druck wird sich mir für eine Ewigkeit einprägen."

„Sollen wir nun zuerst Chokolade trinken oder erst den Punsch?" fragte Frau Piersig, indem sie sich im Kreise herumsah, und gleichsam Stimmen sammeln zu wollen schien.

„Die Rechte soll entscheiden!" rief der Nachbar lachend! „Sie versteht sich am besten darauf, was

gutes Leben heißt; ich bin Demokrat und Proletarier, und gehöre zur Linken."

„Gut denn!" entgegnete der Handschuhfabrikant, „ich gehöre zur Rechten und ich bestimme darum, daß wir Männer sofort Punsch trinken und die Damen zur Chokolade greifen. Altes Haus dort! Ehe Du in die Urwälder von Amerika verschwindest, gieb' uns noch zuvor ein gutes Glas, recht tüchtig Gepfefferten! Hörst Du?" —

Der Punsch kam. —

Frau Piersig ging rasch von der Rechten zur Linken über, setzte ihre Chokoladentasse einstweilen bei Seite und griff nach dem Punschglase.

„Es muß wahr sein," hub der Nachbar an; „Sie bewirthen uns fürstlich, Fräulein."

„Ja sie kann's auch," nahm Herr Piersig das Wort. „Wenn man so ein altes Weibsbild zur Muhme hat, die Diamanten in ihren Unterrock einhäkelt, und ihr Nachtjäckchen mit Dublonen futtert. Ist Einem jemals eine solche Aventüre vorgekommen."

„O doch!" sagte der Nachbar; „ich kann mich besinnen, es war grade nach der großen Schlacht der Verbündeten bei Waterloo" —

Herr Piersig blickte schnell auf seine Weste —

— „Als in dieser Straße, nicht weit von hier,

ein armer Bürstenbinder starb, der von Almosen lebte, und in dessen Spinde, bei seinem Tode, man ein Vermögen von einigen Tausenden fand. Ich weiß, daß das Pupillen-Collegium damals über diesen Fall mit der Stadtverordneten-Kasse in Streit gerieth. Erben waren keine da. Nun war der Krieg eben zu Ende und Jedermann hatte Geld nöthig."

„Aber hier sind Erben da" — bemerkte Herr Piersig. „Eine junge, hübsche Dame, die einen jungen, edlen Herrn heirathet." —

Die Gläser füllten sich nun, und es wurde auf das Wohl der Verlobten getrunken.

Helene stieß noch zuletzt mit dem Kanter an.

Da klopfte es dreimal leise an der Thüre. Die Anwesenden sahen sich etwas befremdet an; Herr Piersig rief: „Herein!" Und eintrat — Herr Karcher, in einem zierlichen, obwohl altmodigen schwarzen Anzuge, äußerst feierlich das Gesicht, und mit einer hohen weißen Halsbinde. Er hielt in der Hand eine kleine rothe Mappe und eine runde Schachtel. Sein Gruß, den er feierlich überall hinrichtete, wurde mit „Kälte," aber mit Anstand erwiedert. Frau Piersig stand allein nicht von ihrem Stuhle auf, Herr Karcher sagte mit einer äußerst

feinen Diplomatie zu ihr: „Bleiben Sie sitzen, Frau Fabrikantin, bleiben Sie sitzen.“

Und jetzt schritt er auf Helenen zu.

Diese kam ihm mit ihrem freundlichen Lächeln entgegen. „Ich habe wohl gewußt, daß Sie nicht fehlen würden an meinem Scheidetage,“ sagte sie.

„Wie sollte ich auch!“ entgegnete der Kupferstecher. „Meine Muse, meine Göttin geht von mir, und ich sollte ihr nicht nachblicken! Hier bringe ich Ihnen, meine Gnädige, das Blättchen, das Ihnen damals, als Sie zum erstenmal meine geringen Räume zu betreten würdigten, so wohl gefiel. Es ist das Portrait Ihres Verwandten; nebenbei auf einem kleinen Blättchen auch das meinige. Ich hab' mich selbst gemalt, und selbst in Kupfer gestochen. Freilich sah ich in jenen schönen, ruhigen Tagen ganz anders, frischer und lebhafter aus. Damals waren noch nicht gewisse Ereignisse mit Betten und was darunter versteckt, vorgefallen, und nächtliche Patrouillen und Belagerungszustände.“

Frau Piersig fand diesen Wink empörend, und sie wandte sich hochroth im Gesicht zu dem Nachbar, um diesem halblaut zuzuflüstern: daß man niemals einen guten Tag vor seinem Ende loben müsse, und daß sie stets gehöret, wie wenn einige gute Freunde

fröhlich beisammensäßen, eine Figur sich zeigte, die Unfrieden und Störung brächte. —

Herr Karcher lauschte so angestrengt auf die liebenswürdigen Dankesworte, die ihm Helene sagte, daß er die Kritik seiner Person überhörte. Er überreichte nun auch noch die Bonbonniere, die er mitgebracht, indem er seiner Freundin so viel glückliche Stunden, als die Schachtel Zuckerkügelchen, in's Hunderttausendste vervielfacht, enthielt, wünschte.

Nach diesem Akt entfernte sich Herr Karcher eben so ceremoniös, wie er gekommen war. Er nahm keinen Bissen zu sich und schlug auch ein Glas Punsch aus.

Jetzt erschien Herr Kieselack vor dem Fenster. Er grüßte Helenen sehr ehrerbietig. Er hatte von der nahe bevorstehenden Vermählung und, der Erbschaft gehört, und jetzt, da Helene nicht mehr das arme, unbekannte Mädchen war, sondern entschieden zu einer vornehmen und einflußreichen Verwandtschaft sich zählen durfte, war Herr Kieselack der Erste, der unbegrenzte Hochachtung für diese edle und liebenswürdige „Dame" empfand.

21.

Der Republicaner.

Leider scheiterten alle Hoffnungen Helenens, die Starrheit und den Trotz ihres Bruders zu besiegen. Er hatte ihr geantwortet, daß er das Geld der Alten von sich weise, wenn mit dessen Annahme ein Zwang, den seine Ansichten und Gesinnungen erdulden sollten, verbunden sei. Er wolle arm bleiben — aber seiner Ueberzeugung getreu.

Den Tag darauf, nachdem er diese Antwort ertheilt, ließ er sich bei Herrn v. Ruborn melden. Er hatte sich, wie wir wissen, vorgenommen, diesem Manne, den er haßte, die Wahrheit zu sagen und ihm dabei zur Pflicht zu machen, die Heirath rückgängig zu machen.

Ruborn war seinerseits begierig geworden, den jungen Mann kennen zu lernen, von dem er so manches, was ihm nicht mißfiel, gehört. Er wußte,

daß er den Hauptführer und Hauptsprecher eines Clubs starrköpfiger Republicaner vor sich hatte, aber er wußte auch durch einige Mittheilungen, die ihm gemacht worden, daß gerade diese Vereinigung junger Männer sich immer fern gehalten hatte von den Pöbel-Demokraten und Straßen-Philosophen; daß sie sich bei keiner der lächerlichen und verbrecherischen Demonstrationen, die die Hauptstadt in den Sommer- und Herbstmonaten des vergangenen Jahres beunruhigten, betheiligt hatte. Dagegen aber vermuthete man, daß von ihr die bissigsten und feindseligsten Correspondenzen und Plakate ausgegangen, die das Gift der Umsturzpartei in die entferntesten Provinzen zu tragen beflissen waren. Die Gerichte waren auf diese Männer aufmerksam geworden, und vielfältig verzweigte Verbindungen hatte man bereits aufgeforscht und kam immer neuen auf die Spur.

Herr von Ruborn wußte dies.

Er hatte keine Sympathie für die Richtung dieser Leute; allein als ein Mann von Muth und Energie, gefielen ihm diese Eigenschaften, auch wo er sie bei seinem Feinde fand.

Im Begriff, sich der Unterredung mit dem jungen Manne hinzugeben, ging er durch das Zimmer, in welchem seine Tochter und ihre junge Freundin

beisammensaßen, in Gesellschaft des kleinen Kommerzienraths, der ihnen Stadtneuigkeiten mittheilte.

„O, Herr von Ruborn, bitte!“ rief Clementine, „eilen Sie doch nicht. Bleiben Sie ein wenig bei uns. Herr Ephraim phantasirt eben wieder so artig. Er hat uns soeben Geschichten aufgebunden — Geschichten, wunderbare!“

„Ich binde Niemandem etwas auf,“ entgegnete der scherzhafte kleine Jude. „Die Natur hat mir schon so viel aufgebunden, daß ich aus Mitgefühl meine Mitmenschen verschone.“

„Da thun Sie ganz Recht,“ rief das hübsche Mädchen. „Schonung zu üben ist heutzutage Modesache. Wir bitten für unsere Demokraten, die uns die Häuser über dem Kopf angezündet haben. Es läuft ein gewisses Briefmädchen täglich nach Potsdam, wie man mich versichert, um Sr. Majestät, unserem allzuhuldvollen Monarchen, Gesuche um Freigebung irgend eines recht rothhaarigen Vagabunden aufzudrängen. Das ist denn hübsch, das ist rührend! Manche treue Soldaten verspritzen ihr Blut für die Ordnung und für die Gerechtigkeit — wir aber, wir laufen nach Potsdam und bitten diese „edlen Plünderer“ los, die sich dann weidlich über uns in’s Fäustchen lachen. Ja, Herr Kommerzienrath, Schonung

zu üben gehört nicht zum Anzug, so wie violettes Band zu einem Kleide von Rosa-Mousselin."

„Haltet mich nicht auf," sagte Herr v. Ruborn lächelnd. „Ich gehe einem Republicaner Rede stehen, dem jungen Hermes."

„Ah, da möchte ich lauschen!" rief Clementine. „Das ist der Mensch, der das viele Geld ausschlägt, um nur nichts mit uns zu thun zu haben? Das ist interessant." —

„Gar nicht interessant!" rief der Kommerzienrath. „Er wird nur noch mehr Geld haben wollen, um ein Geschäft zu machen. Daran wird's liegen."

„Pfui! das war wieder einmal ganz als Mauschel geurtheilt!" rief Clementine. „Kommerzienräthchen — Ihr seid doch immer und bleibt doch immer" —

„Das Volk Gottes!" fiel der Gescholtene rasch der Sprechenden in's Wort.

Im Nebenzimmer wurden Tritte laut, und Ruborn entfernte sich dort hin. Clementine machte den Zurückbleibenden ein Zeichen, und schlich leise heran, um zu lauschen. —

Der junge Kaufmann machte eine kalte Verbeugung, die Herr v. Ruborn ebenso erwiederte. Man setzte sich. Hermes brachte das Gespräch sogleich auf die beabsichtigte Verbindung und fragte, wie Herr

v. Ruborn darüber dächte. Dieser erwiederte ihm, daß er anfangs sehr gegen die beabsichtigte Heirath gewesen, daß ihn aber ein sehr ernstliches Gespräch mit dem Sohne, das in den letzten Tagen vorgekommen, anderen Sinnes gemacht.

„Wie — und Sie wollen also, blos weil es Ihnen jetzt so beliebt, eine Familie unglücklich machen, indem Sie ihr einen Genossen aufzwingen, den sie nicht will?" rief Hermes etwas rasch.

„Aufzwingen?" wiederholte Ruborn kalt. „Wer spricht davon. Es ist die freie Wahl der jungen Dame und man hat mir gesagt, daß ihr Vater einwilligt."

„Ihr Vater? Ja; der willigt ein, auch wohl die Mutter, und meine Brüder haben wenig Urtheil und Stimme in dieser Sache. Aber ich — ich willige nicht ein."

„Das thut mir leid, allein juristisch genommen, kann der Protest eines Bruders" —

„O, Sie haben Recht," rief der junge Mann heftig — „juristisch genommen; da gilt ein Protest nicht, soll auch nicht gelten; allein moralisch genommen. Wir bekennen uns zu Gesinnungen, zu Grundsätzen. — Diese Gesinnungen und Grundsätze

haben bereits meinen Vater aus dem Lande getrieben und werden auch mich vertreiben."

„Das ist Ihre Sache."

„Sehr wohl, allein wenn es meine Sache ist, so soll die Schwester nicht in den Händen unserer Feinde zurückbleiben."

„In den Händen Ihrer Feinde? Wie versteh' ich das? Sind wir persönliche Feinde? Hab' ich, hat mein Sohn, Sie, Herr Hermes, irgendwie beleidigt? Wir kannten uns ja bis jetzt gar nicht."

„Es giebt Beleidigungen, die nicht von Personen, sondern von Zuständen ausgehen," bemerkte der junge Kaufmann scharf.

„Zustände ändern sich," warf Ruborn hin. „Wir haben ein republicanisches Berlin gesehen, wir werden nächstens ein absolutistisches Berlin sehen."

„O, was das betrifft, da können Sie Recht haben. Berlin ist nicht mein Maaßstab. Ich weiß, wie man hier wechselt. Wie gesagt, ich wand're aus."

„Das ist leicht gesagt."

„Ja, aber auch leicht gethan; wenn man so wie ich mit sich im Klaren ist."

„Sind Sie mit sich im Klaren? Die Jugend ist das selten."

„Das Alter, so wie wir es sehen, noch weniger. Das t h ö r i c h t e Alter heutzutage leistet der t h ö r i c h t e n Jugend Vorschub. Beide arbeiten sich in die Hand. Kindisches Alter, alte Jugend. Alles faul, alles morsch."

„Nicht Alles."

„Und was nicht?"

„Das Herz in der wahren, ächten Männerbrust."

Der junge Mann blickte auf, und sein großes, dunkles Auge traf mit einiger Befriedigung in das Auge seines Gegenüber. „Da haben Sie Recht," sagte er leise; „ein solches Herz ist noch nicht morsch."

„Und solche Herzen haben wir nöthig."

„Gott gebe, daß wir sie finden."

„Wir haben sie gefunden. Ich nenne Ihnen die tausend Herzen, die um unseren braven Herrn schlagen, die die Treue und den Gehorsam in einer Zeit aufrecht erhalten, wo alle Welt feig und selbstisch jedes Band der gesellschaftlichen Ordnung zu lösen beabsichtigt."

„Sie dienen einem falschen Gesetz der Ordnung, einem hohlen Begriff der Treue."

„Aber sie dienen nicht der Selbstsucht," rief Ruborn, „und das ist schon viel in unserer Zeit."

„Ja, das ist schon viel! Sie haben Recht." —

„Also irgendwo doch Halt und Stand! Mit der

Zeit wird an dieser kräftigen Eiche, an der Treue unseres Heeres, sich eine andere Eiche anschließen, und so zuletzt ein fester, gesicherter Baumgang entstehen."

„Mit diesen Staatsprinzipien unmöglich. Die Völker müssen an die Spitze, die Autokraten müssen verschwinden."

„Die Autokraten, ja! Allein deren gibt's auch längst nicht mehr. Die Despotie kann nur entstehen, wenn die öffentliche Meinung sie begünstigt. Unsere Fürsten sind durch die öffentliche Meinung mehr in Schranken gehalten, als durch alle Kammern und Institutionen der Welt."

„Die Kammern und Institutionen sind aber der Ausspruch der öffentlichen Meinung."

„Allerdings; allein nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, nimmt die öffentliche Meinung diesen ihren Ausspruch zurück."

„Wie wollen Sie das beweisen?"

„Durch die Tagesgeschichte Preußens. Wir sind Schritt für Schritt von einer unmöglichen Freiheit zu einer möglichen übergegangen. Das Land hat schwer darunter leiden müssen; allein bei kostbaren Erfahrungen muß man die Kosten nicht scheuen. Jetzt gehen wir daran das Facit der Rechnung zu ziehen."

„Wer wird dabei sein?"

„Die redlichen Demokraten ebenso wie die redlichen Royalisten.“

„Die Republicaner gewiß nicht.“

„Die haben wir auch nicht zum Beitritt aufgefordert. Leute, die den Mond hinunterziehen wollen, haben mit denen nichts gemein, die nur das Erreichbare verlangen.“

„Nennen Sie das „den Mond herabziehen wollen,“ wenn man für Preußen die Republik beansprucht?“

„Ja, das nenn' ich so.“ —

„Ist denn Preußen ewig an eine Fürstendynastie gebunden?

„Ewig? nein; denn wer mag sagen, wie künftige Zeiten sich gestalten; allein für lange, lange Jahre ist Preußen nicht allein an eine, sondern an seine Fürstendynastie gebunden, gebunden durch die heiligsten Bande, welche Völker an Fürsten binden. Diese Bande hat die Geschichte gewebt und die Geschichte hat sie geknüpft. Wehe der Hand, die solche Bande zu lockern strebt, ehe Gottes Hand selbst sie lös't.“

„Aber es könnte ja sein, daß Gottes Hand sie jetzt zu lösen beabsichtigte.“

„Die Zeichen sprechen das Gegentheil. Das monarchische Preußen, das loyale Preußen, das legitimistische Preußen ist siegreich aus dem Kampfe her-

vorgegangen; obgleich man alles Mögliche angewendet hat, es unterliegen zu machen. Das ist ein Beweis, daß die monarchischen Elemente tief im Volk und in dessen edelsten Institutionen wurzeln. In Frankreich ist's anders. Ein für alle Disciplin, sie mag kommen woher sie will, blasirtes Volk wechselt jährlich, ja stündlich mit seinen Regierungsformen, um zuletzt der krassesten Despotie anheimzufallen. Die Treue und der angestammte Glaube kann allein einer Natur die edle Festigkeit bewahren, die die Völker groß macht. Preußen ist darin noch frisch und unblasirt."

„Aber Preußen hat doch schon lange nach einer Constitution verlangt!"

„Es verlangte nach einer Constitution, und verstand darunter eigentlich nichts anders, als Abstellung der Mißbräuche."

„Gut, wenn Sie es so nennen wollen."

„So nenne ich die Mängel, die sich durch die Zeit in jede Regierungsform, in die monarchische nicht weniger, einschleichen. Aber nie hat das Volk fremde Regierungsformen verlangt, nie eine Verfassung nach diesem oder jenem Zuschnitt."

„Weil man diese fremden Formen nicht recht aufgefaßt und angewendet hat."

„Nein, sondern weil es eben fremde Formen sind. Weshalb denn sonst der Widerwille, der sich überall ausspricht neue Kammern zu wählen? Weshalb der Unmuth gegen die aus der National=Versammlung hervorgegangenen Gesetze, namentlich das Jagdgesetz und die Habeas=Corpus=Akte? Alles das ist unvolksthümlich — und darum will es das Volk nicht. Es hat zu den modernen Gesetzgebern, die mit seinem Könige in beständigem Zwist liegen, kein Vertrauen. Auf diesem Wege bringen wir keine Verfassung zu stande.“

„Und auf welchem denn?“

„Auf dem Wege, der jedem Staate, als einem eigenthümlichen und organischen Ganzen, als Entwickelungsweg vorgezeichnet ist. Preußen fußt auf monarchischen Institutionen. Die dürfen auf keine Weise angetastet werden. Der König sei und bleibe unumschränkt, so allein hat und kann er das Heer für sich haben. Jede Brechung oder Biegung der königlichen Gewalt ist auch Brechung und Biegung des Heers, und Preußen ist ein durchaus militärischer Staat, eben weil er ein durchaus monarchischer ist. Durch den König und das Heer muß nud kann das Land von Grund aus reorganisirt werden, und ist der Boden mit dem scharfen Pfluge des Schwer=

tes durchpflügt, so kann die edle Saat der sittlichen und staatlichen Entwickelung nach jeder Richtung hin ihre Wurzel fassen."

„Also der rohen Soldateska geben Sie das Entscheidungsurtheil?"

„Nicht der rohen Soldateska" entgegnete Ruborn ruhig. „Eine solche giebt's in Preußen nicht. Ich verstehe auch unter dem Heer nicht allein die im activen Dienste gerade befindliche, sondern die große Zahl der Bevölkerung, die an den geschichtlichen Institutionen des Staats festhält, die in jeder Beziehung den Glauben und die Treue wahrt. Dies ist das Heer des Königs. Dieser gutgesinnten Bevölkerung gehört die Zukunft. Wir haben gesehen wie der Lehrerstand, wie der Beamtenstand, wie die Juristen wankend gemacht worden sind, aber wir haben nicht gesehen, daß das Heer wankend gemacht worden. An diese feste Masse schließt sich Alles, was auch fest und treu sein will. So ist es denn eben nicht zu viel gesagt, wenn wir es aussprechen, daß Preußens Heer Preußen gerettet hat. Und dieses Heer ist ein Volksheer, ein Volksinstitut, das recht eigentlich im Boden des Volks wurzelt. Somit ist das Volk — das Heer! Das Volk hat Preußen gerettet."

„Alsdann beschließe der König, und lasse durch sein Heer die Beschlüsse ausführen! Wozu da noch eine Constitution?" rief Hermes.

„Freilich, wozu da noch eine Constitution! Für's Erste sind wir auch so weit gekommen, diese Wahrheit einzusehen. Zuerst Ruhe, Ordnung, Gesetz — dann Weiteraufbau."

„Aber vielleicht unterbleibt der Weiteraufbau auch ganz?"

„Unmöglich. Eine große und stets auf dem Wege des Fortschritts begriffene Nation unterläßt den Weiterfortbau wahrlich nicht. Hat nicht Preußen unter Friedrich dem Großen fortgebaut, hat's nicht unter Friedrich Wilhelm III. durch Scharnhorst's und Gneisenau's Heerorganisationen fortgebaut? Und das alles ohne Constitution. Ob wir das, was unser jetziger Fortbau heißen wird, Constitution, oder Zweikammersystem, oder Volksvertretung nennen, das kann uns gleich sein, kurz f o r t b a u e n werden wir. Es ist schon ein ungeheurer Fortbau der Neuzeit, daß sich die Nation so einstimmig für ihr Königshaus ausgesprochen hat. Tausend und aber tausend Stimmen haben gerufen: Nur auf d i e s e m Wege geht's vorwärts. Ein Staat, der da weiß, was er will, ist stark!" —

„Ich höre diese offene und freie Sprache zum erstenmale," sagte der junge Mann mit Bewegung. „Man hat mir immer nur von der schwärzesten Seite die bestehenden Verhältnisse gezeigt."

„Ich will nicht Proselyten machen," sagte Herr von Ruborn rasch, „bleiben Sie bei Ihrem Glauben. Sie sind nicht ausübender Staatsmann, Ihnen ist nicht das Wohl und Weh von Tausenden vertraut, Sie können in rosenrothen Idealen schwärmen. Wir müssen Brod schaffen. Gesicherten, ehrlichen Erwerb! Wir müssen das Praktische und Wirkliche scharf im Auge behalten. Bleiben Sie bei Ihren Idealen." —

„Unfruchtbare Ideale sind die Kost des Narren," sagte Hermes stolz.

„Besser als die Waffe des Schurken," entgegnete Ruborn.

„Ich habe nie wissentlich Unrecht gesprochen und geübt!"

„Um so weniger passen die Maaßregeln auf Sie, die man anderswo anwendet. Mit den Schurken und Bösewichtern werden wir schon fertig werden. Wir sind die Stärkern. Aber die ehrlichen Schwärmer, die Fanatiker für einen Schatten, die bekämpfe, wer da kann. Man muß sie eben gehen lassen."

„Ich gehe auch."

„Das haben Sie nicht nöthig, denn i ch werde Sie halten.“

„Sie, Herr v. Ruborn? Wie soll ich das verstehen?“

„Ganz einfach, junger Mann. Sie sind mir als einer der gefährlichsten Arbeiter der Umsturzpartei bezeichnet, es ist bereits die Beschlagnahme Ihrer Person beantragt worden. Ich habe mich aber eben überzeugt, daß Sie ungefährlich sind.“

„Ungefährlich?“

„Ja, denn ich hab' Sie als offenen, braven, ehrlichen Mann, aber als Schwärmer kennen gelernt, und solche fürchten wir nie, und verfolgen sie nie. Sie haben Ihre Gesinnung oder was Sie Gesinnung nennen, ich die meinige; daß auf Ihre Frage der Staat keine Anwort giebt, ist nicht Ihr Fehler; Sie fragen wenigstens ehrlich. Und dann, offen gestanden, hat's mich gefreut, in einer Zeit, wo sehr Viele käuflich sind, Jemand zu finden, der um eine Summe Geldes nicht von seiner Ueberzeugung weicht. Hier haben Sie meine Hand, wir scheiden als Freunde. Thun Sie nun, was Sie wollen.“

„Da Sie selbst mich für ungefährlich erklärt haben, so bleibe ich.“

„Ja, bleiben Sie, und sehen Sie sich vor, daß

Sie nicht noch Einer von den Unsern werden. Nehmen Sie sich in Acht; ich warne Sie. Wir meinen es treu und redlich — Sie meinen es treu und redlich; die redlichen Leute verständigen sich unversehens."

„Ich kann wenigstens nicht anders, als mir Glück wünschen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Herr v. Ruborn. Aber ich bleibe doch mit Herz und Sinn Republicaner."

„Bleiben Sie's. Wenn wir uns um hundert Jahre wieder sprechen könnten, wäre ich's vielleicht auch. Bleiben Sie immerhin Republicaner, allein hüten Sie sich, wie bisher, Propaganda zu machen. Wir werden scharf und schlimm auftreten. Die zügellose Rotte, die wir durch unsere Nachsicht groß gezogen, muß gänzlich niedergeworfen werden. Wir geben kein Pardon, und da würde es mir leid thun, wenn bessere Naturen leiden müßten."

„Sei'n Sie ohne Furcht. Nach dem, was ich heute gehört habe, mache ich keine Propaganda mehr."

„Ihr Wort darauf."

„Hier, meine Hand. Ich sehe ein, daß Sie Recht haben, und daß ich getäuscht, fortgerissen worden bin. So hat man mir die Gegenpartei

nicht geschildert. Wie viel kommt auf eine einzige Minute der Verständigung an."

„Freilich; aber wie sehr vermeiden gerade heutzutage beide Parteien die Verständigung."

Wenige Tage nach dieser Unterredung erhielt Helene ein Schreiben von ihrem Bruder, welches die wenigen Worte enthielt: „Ich habe nichts gegen Deine Verbindung mit Herrn von Ruborn. Auf das Geld verzichte ich." —

Die Vermählung wurde bis so weit hinausgeschoben, bis Briefe aus Amerika eintrafen, die die freudige Zustimmung des Vaters, die kalte, unfreundliche der Mutter gaben. Der glückliche Verlobte führte seine Braut in das Haus seiner Eltern ein; hier war es vorzüglich die Schwester, die der neuen Verwandten mit Herzlichkeit entgegen kam, und Clementine, die kleine Absolutistin, schloß sich diesem freundlichen Gruße an. „Es ist nur," sagte sie, „weil mir der Bruder gut gefallen hat."

„Aber er ist und bleibt ja Republicaner!" rief die Freundin verwundert.

„Schadet nichts. Die Republicaner kann ich mir noch allenfalls gefallen lassen, aber ganz und für

immer verhaßt sind mir die Constitutionellen. Hütet Euch, wenn Euch meine Freundschaft lieb ist, einen solchen je über Eure Schwelle zu lassen."

„Aber wir sind ja Alle Constitutionelle!" riefen Herr von Ruborn, und sein Sohn und Emanuel lachend. Der Vater Clementinens sprach dasselbe aus.

„O lehrt mich nicht, was Ihr seid," rief sie lebhaft. „Ich kenne Euch. Wir spielen Alle Maskenball, und die Einzige, die in ihrem gewöhnlichen Kleide unter Euch herumschlüpft, bin ich. Darum fallt Ihr auch Alle über mich her, wenn ich nur den Mund aufthue. Aber, schöne Masken, ich werde doch sprechen, und wer das letzte Wort behält, versteht Ihr mich, der hat gesiegt."

Helene, in ihren neuen Wirkungskreis eingetreten, versuchte überall versöhnende Worte nicht allein, sondern Werke der Liebe einzuführen. „Ich habe ja so sehr viel gelitten durch den politischen Zwist in der Familie," sagte sie, „wie sollte ich nicht mit allen Kräften dahin arbeiten, überall anderswo dieses schreckliche Uebel fern zu halten." Die beiden Geheimeräthinnen zu versöhnen, gelang ihr indeß

doch nicht. Bei der Aufhebung des Belagerungszustandes gab Frau Blinke ein Fest, und Frau von Reinicke schloß ihre Fensterläden, und zog für diesen Tag auf's Land. Der Handschuhfabrikant hatte die Erlaubniß, Helenen, und ihren Mann zu besuchen, und setzte für das ganze Ruborn'sche Haus Handschuhe ab. Er kam eines Tages, um anzuzeigen, daß Herr Karcher nunmehr zum zweitenmale ausgezogen sei, und jetzt nicht mehr wiederkommen wolle, und zwar weil die Magd zufällig ein Fäßchen mit Butter, wo denn Herr Karcher steif und fest behauptete, daß es Pulver sei, in die Kammer, neben seinem Bette gestellt hatte. Helene empfing auch bald darauf aus einem entfernten Provinzstädtchen die Nachricht, daß ihr alter furchtsamer Freund sich dort niedergelassen habe, und seine Tage in stillster Zurückgezogenheit beschließen wolle.

Herr Kieselack fehlte natürlich bei der Hochzeit nicht. Er wollte sich als fernerer Hausfreund der Familie einführen, allein Clementine und der Kommerzienrath intriguirten so lebhaft gegen diesen gemüthlichen Plan, daß er aufgegeben werden mußte. Herr Kieselack rächte sich dadurch, daß er verbreitete, Clementine stelle dem jungen Herrn Hermes nach, der sie aber nicht haben wolle. Abwechselnd wurde

von den Behörden Herr Kieselack für einen Republicaner, für einen Demokraten, für einen Constitutionellen, für einen Reactionären, und endlich auch für einen guten Royalisten gehalten; das Berliner Kind lachte in's Fäustchen; es war zugleich alles und nichts. —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander <<von>>,

Neupreußische Zeitbilder

Bd.: 3.

Bremen 1849

P.o.germ. 1822 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124839-3